

Das Wort!

* * * * * * * Herausgeber: L. Engel. * * * * * * *

IX. Jahrgang. | Juni 1902. | — No. 6. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Bevor wir die Gründe, welche die Handlungsweise Weishaupts leiteten, weiterhin genau untersuchen, wobei wir uns der Schwierigkeit, diese nach Verlauf von über 125 Jahren noch feststellen zu wollen, klar bewusst sind, ist es notwendig, zur weiteren Charakteristik der Sachlage einen Brief Weishaupts an Lori vom 14. April 1775 noch bekannt zu geben.

Derselbe lautet:

Hochwohlgeborener geheimer Rath
Hochgebietender Herr Geheimrath.

Eure Excellenz soll ich im Namen Meiner Facultät den schuldigen gehorsamsten Dank erstatten, wir haben es hochdemselben zu Verdanken, dass wir von unserm grossen Übel befreit werden und dafür stehen aber auch Eure Excellenz in unserm Facultäts Buch Verewigt eingeschrieben. Herr von Ickstatt ist höchstens gegen mich aufgebracht; er hat mich Versichern lassen, dass ich sein Haus nicht mehr betretten solle. ich tröste mich dabey, dass ich mir keine Vorwürfe zu machen habe und dass ich in dieser Sache wie ein ehrlicher Decanus für meine Facultät gehandelt habe. Überhaupt wünschte ich mit Euer Excellenz nur einige Zeit sprechen zu können, aber das gegenwärtige Kindbett meiner Frau hindert mich nach München diese Ferien zu kommen, so Viel kann ich Eure Excellenz Versichern, dass

sehr Ville schön bemäntelte Intriguen gespielt werden, wovon ich alle Triebfedern kenne. Jesuiten eigennuz, Mönch eigennuz und Nepoten eigennuz sind wirklich die von unserer Universität. Wenn es keine frechheit wäre, so wollte ich Eure Excellenz unterthänigst rathen, gegen alle begehren die Von hier in München gestellt werden, Mistrauisch zu sein, und abzuwarten, ob nicht eine von diesen dreyen dahinter stecke. Man weiss, dass ich alle drey beobachte und darum habe ich sehr Ville Freunde. — — — — (Zum Schluss heisst es): Mit Euer Excellenz schreiben an mich Muss mir ein Tort gespielt worden seyn, Man versichert mich Herr v. Ickstatt habe solches abschriftlich und ausser den Professoren Brugger, Sutor, Siardi und Steigenberger hat es doch Keiner zu gesicht bekommen. ich denke noch hinter die Wahrheit zu kommen. Ich bin Übrigens

Euer Excellenz Gehorsamster Ergebenster
A. Weishaupt, Prof. et Decanus.

Es muss für Weishaupt sehr wichtig gewesen sein, trotz der zu erwartenden Niederkunft seiner Frau, mit Lori persönlich in München zu sprechen, sonst hätte er sich sicherlich nicht wiederum auf den Weg gemacht und zwar in einer Weise, die unter seinen Gegnern Verblüffung hervorrief. Er schloss einfach seine Vorlesungen früher, als die eintretenden Osterferien gestatteten, und schlug an die Universitätstafel einen Zettel mit der Bemerkung, dass er die Kollegien am 24. April wieder aufnehmen werde. Da der letzte Brief an Lori vom 14. April datiert ist, ein Brief Weinbachs und Ickstatts an Lori, in denen der angegebene Vorfall bemerkt wird, beide vom 22. April 1775, so dürfte seine Reise kurz nach Absendung des Weishauptschen Schreibens von ihm angetreten worden sein.

Der Brief Weinbachs vom 22. April 1775 lautet in den uns hier interessierenden Stellen:

Dass Professor Weishaupt nachhero München abgereist, ist inconsulto*) rectore et Directore geschehen, wenn er Vorgiebt, dass er nomine Facultatis gekommen, so ist dieses grundfalsch, indem ich, prof. Schmid, Brugger und Vielleicht andere gar nichts davon wissen: die ruhe der facultät und Universität wird hergestellt, wenn Eure Excellenz, dann andere hohere Ministores diesen berüchtigten Chicaneur kein Gehör mehr geben werden: er Verdient einen Verweiss, indem er während Collegienzeit fortgereisst inconsulto Facultate et universitate und noch überdiess ursach ist, dass kein Professor der Juristen Facultät mehr im Collegio fortfahren könne, indem sich die Auditorii auf Prof. Weishaupt

*) Ohne Besprechung mit dem Rektor und Direktor.

und auf sein Zettel : welchen er an das Auditorio angeschlagen mit bedeuten des 24. Apr. erst fortfahren zu wollen: ausreden und deswegen auch in keine andere Collegii erscheinen wollen. Doch bitte, weil ich als Collega mit diesem Ruhestörer leben muss, bey etwaig Vorwerfung meines Nahmens zu Verschweigen.

Euer Excellenz unterth. gehors.
J. Weinbach, professor Rector.

Fasst man die wiedergegebenen Briefe zusammen und vergleicht sie mit den weiteren Briefen Weishaupts an Lori, so ergiebt sich, dass jetzt in allen ihren Einzelheiten zwar nicht mehr ergründbare wichtige Ursachen Weishaupt veranlassten, einen kräftigen Schlag in der Zeit vom 15.—24. April auszuführen, der die bisherige feindliche Stimmung gegen ihn ganz besonders gesteigert haben muss. Ickstatt, welcher am 22. April (Weishaupt war noch nicht zurückgekehrt aus München) an Lori dessen Zettel-Anschlag mitteilt, sagt von ihm in noch nicht allzu gereiztem Tone in demselben Brief: »Dieser Mensch wird undankbar, unverträglich, schlägt sich völlig auf die Stadlersche Parthey«, — versteigt sich jedoch drei Tage später zu dem bekannt gegebenen kräftigen Brief vom 25. April (s. S. 127). Sicher hatte der zurückgekehrte Weishaupt inzwischen von seinen Reise-Ergebnissen nach München, die für ihn günstig verlaufen sein müssen, nicht geschwiegen und den Zorn Ickstatts mächtig heraufbeschworen, dass es sich um Rhormüller dabei handelte, geht deutlich aus den Verwahrungen im genannten Brief an Lori hervor. Es wird von dessen Anstellung weiterhin auch nicht mehr gesprochen. Ebenfalls werden Weishaupts Klagen über die Trägheit Weinbachs von Erfolg gewesen sein, die er wahrscheinlich dem Kurfürsten persönlich vorgetragen hat, wie aus einer Stelle seiner späteren Briefe geschlossen werden kann. Allerdings war die Wirkung dieser Klage eine ihm unvermutete, wie wir sehen werden.

Bevor weitere Briefe veröffentlicht werden, erinnern wir daran, dass der hierbei leitende Zweck der ist, den Leser durch dieses Material selbst in den Stand zu setzen, sich ein Urteil zu bilden, ob Weishaupt mit Recht beschuldigt werden kann, infolge seines Ehrgeizes bemüht gewesen zu sein, alle erreichbaren Ämter an sich zu reissen. Es ist die Frage zu beantworten: Ist Weishaupt herrschsüchtig, nur allein für sich interessiert, ein Intriguant für seine Zwecke, kurz ein missratener Charakter, als der er oft hingestellt wird? Muss der Leser eine solche Ansicht unbedingt gewinnen, so lässt selbstverständlich diese für die Zwecke der Ordensbegründung recht ungünstige Schlüsse zu. Die näheren Umstände bis zum 1. Mai 1776 daher möglichst genau kennen zu lernen, soweit das heutzutage

noch möglich ist, dürfte für ein gerechtes Urteil unerlässlich sein, mag auch unserer heutigen Zeit diese Professorenstreiterei selbst kleinlich vorkommen, den damals Lebenden erschien sie nicht so und vielen heute Lebenden auch nicht, sonst würden diese Umstände nicht noch dazu dienen müssen, durch Schrift und Wort als Beweise der Charakterunlauterkeit des Ordensstifters herangezogen zu werden.

Am 12. Mai 1775 schreibt Weishaupt an Lori folgenden Brief:

Hochwohlgeborener, Hochgebietender Herr Geheimer Rath!

Gestern den 11ten Currentis ist mir ein, in der aufschrift an Decan und facultät gerichteter, erbrochener Churfürstlicher gnädigster Befehl zu Händen gekommen, in welchem mir ad interim die letzten Institutionen mit beybehaltung der Vorgeschriebenen tage und stunden aufgetragen wird. ich habe mich so wie ich es gestehen Mus aus blossem Patriotismus Sr. Churfürstlichen Durchl. selbst erbotten in dessen die Institutionen statt des Herrn von Weinbach zu suppliciren und Höchstdieselben haben sich dahin geäussert, dass ich ohnehin schon mit Collegien Überladen wäre und das sie mich davon entübrigen wollten.*), da ich nun Von der gnädigsten Gesinnung schon Versichert bin, so Mus ich mich höchstens Verwundern, das ich nebst meinen schon 3 aufhebenden Collegiis noch soll Verbunden werden, in der heissesten Jahreszeit, nachdem ich auch Vormittags schon 2 stunden heiser geschrieen über 2 Verschiedene Fächer 2 nach einander folgende stunden hindurch aller Kräfte zu berauben. Ich Mus eure Excellenz offenherzig gestehen, dass dieses mir einmahl unmöglich ist, und dass ich bey meiner nicht starken Leibes Complexion meinen Tod und untergang finden Müsse. Wenn ich Patriotisch bin warum soll mich dann solches wo keine Schuldigkeit Vorhanden ist zu frühzeitig in die Grube liffern.

Dass es Weishaupt mit seiner Ablehnung dieser neuen Arbeitsbelastung ernst war, geht aus diesem Schreiben unzweifelhaft hervor, andernfalls hätte er kaum so derb schreiben können. Er muss sich auch seinen Kollegen darüber geäussert haben, denn am 15. Mai 1775, drei Tage nach Abfassung seines Protestes, schreibt Professor Sutor an Lori:

Ich nehme mir die Freiheit Eure Excellenz um Ihre gnädigste Patronanz gehorsamst zu ersuchen. Herr Prof. Weishaupt hat Vermöge eines gnädigsten Rescriptes den

*) Hieraus scheint hervorzugehen, dass er diese Äusserungen während seines zweiten Aufenthaltes in München in Audienz erhalten hat.

Auftrag erhalten statt des Prof. Weinbach die Institutionen ganz auszulesen, allein da derselbe die Auslesung dieses Collegiums als seiner Gesundheit nachteilig betrachtet und selbes bereits verbitten hat, so offerire ich mich dieser Arbeit zu unterziehen. — — —

Die Entziehung dieses Teiles der Lehrthätigkeit Weinbachs, der damals Rektor war, dürfte Ickstatt als dessen Onkel jedenfalls stark gegen Weishaupt beeinflusst haben, dessen Thätigkeit in München dieses Ereignis doch jedenfalls zuzuschreiben ist, nicht aber kann behauptet werden, dass er nur an sich denkend in seinem Interesse gehandelt habe und nicht wirklich in dem des Universitätsrufes. —

Weishaupts Protest, die Institutionen zu übernehmen, nützte nichts, er erhielt einfach den Befehl, mit den Vorlesungen zu beginnen und fügte sich wohl oder übel, allerdings nur mit dem Ersuchen, ihm dann wenigstens eine Gehaltsaufbesserung zuzuwenden. Er erhielt bis zu dieser Zeit 600 fl. Gehalt. Dieses Verlangen ist ihm von neueren Forschern stark verübelt worden, ob mit Recht, wird der Leser selbst entscheiden, je nach seinen praktischen oder ideelleren Grundsätzen.

Der Brief, welcher hierüber Aufschluss giebt, lautet:

Hochwohlgeborener, Hochgebietender Herr Geheimer Rath.

Euer Excellenz Gnädige zuschrift vom 15. Currenti habe ich richtig erhalten und aus solcher so Weit Verstanden das ich mit Lesung der Institutionen den anfang machen soll. Von Meiner Seite kann ich Euer Excellenz melden, dass ich meinem Vaterland zu dienen die bereitwilligste Arth habe und dass ich also dieses amt, so schwer es mich auch ankommt ertragen Will. Wenn ich nur sehe dass der Staat für meinen Unterhalt und für meine Ehre auch besorgt ist und dass Mann mich nicht vor Allen andern blos allein zum Jochziehen ausersehen. ibi Patria est ubi bene est. Wenn ich 5 oder 6 Professoren Versehe, so glaube ich, dass ich mehr nachsicht und billigkeit Verdiene, als solche! weil sie für das Vaterland faullenzen. es ist wahr ich hab mich angebotten aber auf den Fall wenn gar nicht anders mehr zu hoffen, ich fordere nur Billigkeit und wo ich diese sehe, dann bin ich gewiss auch billig, ich wollte jemand, wer er immer ist, in meine stelle setzen und dann sehen ob ich nicht ursach mich zu beschweren habe. Wenn ich mich zu Vielen anerbiete, so zeige ich meinen Diensteifer und meine Liebe zum Vaterland aber dieses alles hat mir eben so wenig grund, als wenn ich weniger davon besässe. ich habe noch niemahlen gehört, dass man mich nur Von der Classe anderer, worin meine Mitarbeiter unterschieden, noch Viel weniger Von 4facher last etwas mehr Vortheil

zugestanden. (Folgt Nebensächliches, dann): wenn es unter 100 fl. wäre glaube ich das nicht zu unterdessen bezahlt. Wenn ich es weniger Verstehen und zu stark Kräfte hatte, so würde ich es umsonst thun. Wollte man mir die gratis Sporteln des Herrn von Weinbach vor dieses Schuljahr anweisen, so wäre ich woll zufrieden. Ich bin Übrigens mit aller tiefster Hochachtung

Euer Excellenz

gehorsamster ergebenster
A. Weishaupt,
Professor.

Ingolstadt d. 17. May
1775.

Ob nun seiner Bitte um Gehaltserhöhung nachgekommen worden ist, ist nicht bekannt, bis zu seiner Entlassung im Jahre 1785 ist er jedoch bis zu 1000 fl. Gehalt aufgestiegen. Wahrscheinlich ist, dass er ziemlich lange auf eine Gehaltszulage warten musste, dass vielleicht Ickstatt die inzwischen entstandene Abneigung gegen sein Patenkind durch die Hinziehung dieser Angelegenheit bekundete und dadurch Weishaupt in seiner Erregung veranlasst wurde, immer schärfer sich über ihn zu äussern. Nur so lässt sich die dem Ordensbegründer vorgeworfene Undankbarkeit gegen seinen Protektor und Paten erklären. Jedenfalls gab es für Weishaupt eine Menge Dinge, die ihn in grosse Erregung versetzten. Prantl sagt z. B. hierüber in seiner Geschichte der Ludwig Maximilian-Universität, Band I, S. 637 ff.: »Infolge seiner freisinnigen Richtung hatte er in Bälde durch verschiedene Angriffe zu leiden und so äusserte er sich im Jahre 1775 bei Gelegenheit der Frage über die Promotions-Gebühren des Vicekanzlers in einem Fakultätsberichte sehr scharf über die Verleumdungen, welchen man ausgesetzt sei, wenn in den Vorlesungen oder Disputationen die Rede auf das übermütige Vorgehen der Päpste gegen die Kaiser, auf Investitur, auf den westfälischen Frieden und dergleichen komme; er selbst habe gegen manche Missbräuche gesprochen, sei aber in den theoretischen Grundsätzen stets dem Rautenstrauch getreu geblieben, welcher in Österreich in hohem Ansehen stehe: allerdings werde man nicht ebenso wie dort auch in Ingolstadt geschützt, sondern sei dem Aufpasser und jeder Verketzerung preisgegeben; vor Verdruss und Ärger sei er bereits krank geworden und sonach wünsche er, entweder überhaupt von den Vorlesungen über Kirchen- und Natur-Recht enthoben zu werden, damit er nicht noch ferner die Jugend verführe, oder genaue Verhaltungs-Befehle zu bekommen.« — Nach Prantl ist anscheinend nichts hierauf erfolgt, sondern erst im Jahre 1777 wurde er beauftragt, Naturrecht nach Feder als Anhang zur praktischen Philosophie zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Grundursache des menschlichen Daseins.

Von Radolf.

Behaglich in die Polster eines Coupés II. Klasse eingebettet, betrachtete ich ohne tiefes Nachdenken wie der D-Zug mit schwindelnder Schnelligkeit an Wald und Flur vorüberhuschte, ohne Aufenthalt mit vorgeschriebener Zeit seinem Ziele entgegenbrauste. — Mein Besuch galt heute der Residenz und dort einem hochbetagten Freunde, Gönner und Meister. — Schon durchquerte die eiserne Fahrstrasse wohlgepflegte Gärten, künstlerisch angelegte Parke, die reizende Landhäuser und vornehme Villen lauschig umrahmten. — Mit noch ungeminderter Schnelligkeit polterte der Zug über eingelegte Weichen, an langen Reihen von Güterwagen vorüber, hinein inmitten des pulsierenden Lebens einer Grossstadt. — Die Luftbremse begann ihre Thätigkeit; noch ein kurzer Ruck und die leichtfüssige Behausung stand still. — Nun ein Hasten und Jagen und wohl dem, dessen Nerven durch den erhöhten Pulsschlag einer Metropole nicht affiziert werden können. — Welch ein Kontrast gegenüber der beschaulichen Stille des einsam, weit von der Heerstrasse gelegenen Dörfchens! — Unwillkürlich möchte man umkehren, dorthin zurückgehen und die Menschen fliehen. Wäre dieses weise? Nein, es ist dieses nicht allein nicht gut, sondern sogar selbstsüchtig. Der Mensch, er lebe für die Menschen, und im Kampf mit und unter ihnen erzieht er die anderen und sich selbst. In der Stille der Einsamkeit mag der philosophische Forscher selbstgefällig sein System aufbauen, aber im Strome des Lebens prüfe er, ob es sich bewährt und begründen lässt. Die Theorie bildet, die Praxis lehrt. — Mit solchen und ähnlichen Gedanken war ich an dem Besitztum meines betagten Freundes angelangt. Ich sah ihn in seinem sorgsam gepflegten Obstgärtchen, wie er prüfend das neu erwachende Leben seiner Zöglinge beobachtete, ihnen da und dort eine Stütze, einen Halt gebend, damit sie die Unbill stürmischer Tage unbeschadet bestehen vermögen Ein fröhlicher Ruf, ein ehrerbietiger Gruss und ich stand vor ihm, der vor Jahren auch bei mir in den Grund meines Herzens ein Samenkorn der Erkenntnis legte, das sich heute schon zu einem hübschen, kleinen Stamme entwickelte. Sein freundliches Auge begrüsste mich in alt gewohnter Weise und über sein ernstes Antlitz huschte ein mildes Lächeln, gleich einem hellen Sonnenstrahl. An einem stillen Plätzchen seiner kleinen Oase tauschten wir alte Erinnerungen und neue Erfahrungen. Einem mich seelisch darnieder drückenden Missgeschick leihte er willig sein Ohr und sein mitfühlendes

Herz, obwohl meine Worte in leidenschaftlicher, trotzender Erregung hervorquollen und in dem Ausruf gipfelten: Welch herzlose Macht mag uns wohl zu seiner Freude in dieses jammervolle Dasein geworfen haben?

Ein mitleidiges Lächeln umzuckte die Lippen meines ehrwürdigen Meisters und tiefer Ernst überzog sein mit schneeigen Locken umwalltes Gesicht.

1. Mit sonorer, noch jugendlicher Stimme hub er an: Noch sind es nicht viele Jahre her, so geleitete dich meine Hand an die Gestade reiner Gotteserkenntnis. Vor dir sahst du eine Unendlichkeit, eine Unbeweglichkeit, eine Ruhe, für deren Begriff deine Verstandeskräfte versagten. Ein Gott war für dich unfassbar! Aber meine Hand führte dich auch auf liebliche Höhen, auf erhabene Punkte, durch eine paradiesische Natur, von wo dir die Unendlichkeit noch unendlicher, noch unbegreiflicher erschien. Und während du dort staunend standest, entstieg dem Meere der Ewigkeit ein rotglühender Ball, seine goldenen Strahlen in den Raum entsendend, hinein in die harrende Natur, in die empfänglichen Menschenherzen. Da entdecktest du ringsum Leben, Weben und Schaffen. Du fühltest dein Herz sich erwärmen; es sog sich satt an den Strahlen der göttlichen Sonne. Was dein Verstand nicht erfasste, dein Herz hat es empfunden! Du fandest deinen Schöpfer!

Mit welchem Genuss begannst du in seinem Werke zu blättern, wie schienen dir die Welträtsel so einfach lösbar, welche Befriedigung empfandest du nach Ergründung der Gesetzmässigkeit und welch tiefe Verehrung durchglühte dein Herz, als du einen bewussten Impuls im Entstehenden und Vergehenden entdecktest, und dass du selbst das Werk eines bewussten Schöpfers bist! — Darum nehme ich an, dass jener Ausruf nicht aus deinem Herzen kam, sondern deine Erregung einer dunklen Macht als Werkzeug diente.

2. Wohlan, junger Freund, höre weiter! Jener göttliche Impuls wirkt auch bewusst in dir selbst. Er ist dir gegeben, damit du deinen Schöpfer erkennest und seine Werke ergründest. Und wie tiefer du in seine Werke eindrangst, um so mehr hast du ihn gefunden, um so grösser und erhabener erschien er dir. An deinen Forschungen hast du dein Herz teilnehmen lassen, da du nur zu sehr erkanntest, dass der Begriff für seine Göttlichkeit durch das Herz zum Verstande gehen muss.

3. Das Bewusstsein ist von Gott in dich hineingelegt; es ist ein Geschenk aus seiner Hand; ein Bewusstsein von seinem Bewusstsein; Blut von seinem Blut! Dieses Bewusstsein legte er in dein Innerstes so winzig klein wie ein Samenkörnchen. Wie geeigneter der Boden, wie empfänglicher das menschliche Gemüt, um so rascher entwickelt sich dieses Bewusstseins-

Körnchen, um einst als Baum mit köstlichen Früchten an Gottes- und Daseinserkenntnis zu prangen. Beachte wohl, junger Freund, sei ein weiser Gärtner! Pflege und hege diesen göttlichen Keim! Gebe ihm Gelegenheit durch Fernhalten alles Schädigenden, dass er fest Wurzel zu fassen vermag! Denn es liegt einzig und allein in deiner Macht, dass sich dein Bewusstsein zu deinem Vorteil gestaltet, sich höher entwickelt und dir eine Quelle von Glückseligkeit wird.

4. Wenn du gleichwohl an diese, dein Bewusstsein weckende Kraft gebunden bist, sie in dir verborgen ruht, so kann dennoch von einer sklavischen Abhängigkeit im einzelnen keine Rede sein.

5. Dagegen im allgemeinen und für den Endzweck unseres Daseins ist der menschliche Wille unfrei. Er hat sich einem göttlichen Willen unterzuordnen. Nur in der Wahl der Wege und Mittel für Erreichung eines wahren bewussten Daseins giebt er ihm Freiheit. Freiheit, sich einen Erfahrungsschatz zu sammeln; Freiheit im Irrtum; Freiheit in den sinnlichen Leidenschaften. Da aber der menschliche Wille in einem göttlichen Willen aufgehen soll und muss, so wird sich der Mensch im Elende über kurz oder lang bewusst, dass diese Freiheit eine trügerische ist. An einem Punkte angelangt, erfasst ihn vor dieser Freiheit Ekel. Er kommt zur Erkenntnis, dass nur ein Aufgehen seines Willens im göttlichen Willen wahre Willensfreiheit schafft.

6. Dieser blendenden Freiheit haben wir nun die Fortentwicklung des ganzen Menschengeschlechtes zu danken. Mit dem Fortschreiten des einzelnen Menschen schreitet das gesamte Menschengeschlecht weiter. Der Einzelne ist mit dem Ganzen solidarisch verbunden. Deine Beobachtungsgabe wird dir eine sichtliche Fortentwicklung bestätigen müssen. Wohl kannst du mir entgegenhalten, dass wir heute noch die scheusslichsten Laster, die grauenhafteste Unwissenheit, die liebloseste Intoleranz, die schreiendsten Ungerechtigkeiten erleben müssen, allein beobachte tiefer und du bemerkst, dass sie nimmermehr in den einstigen grellen Farben auftreten, dass manche sich abgeschwächt haben und etliche ganz verschwunden sind. Eine verallgemeinerte Empfindsamkeit greift mehr und mehr um sich und ein unverkennbarer Zug für Bethätigung selbstloser Nächstenliebe lässt Jahrtausend bestandene Vorurteile schwinden, sich schroff entgegengestellte Anschauungen mildern und vermeintliche Vorrechte aufgeben.

Mein ehrwürdiger Meister hielt inne. Er versank in tiefes Sinnen und ich glaubte seine Empfindungen mitzufühlen. Wie Vieles hat er für die Menschen gethan! Wie selbstlos hat er seinem Nächsten geholfen! Und sein Genie, hat es der Menschheit nicht unsterbliche Werke geschenkt? Aber ein weh-

mütiger Gedanke durchzuckte mein Herz: wie haben sie ihm gelohnt? Auch er erlitt einen Kreuzestod! — Es entfiel seinen Augen eine bittere Thräne. Möge er einst seinen Lohn in einem besseren Jenseits finden und mich zu ihm wendend frug ich: Halten Sie eine Entwicklung des Geistes resp. der Seele auch nach dem Tode für möglich?

7. Er erwiderte: Wenn ein Mensch stirbt, so nimmt er seine ganze Gedankenwelt und sein innerstes Gemüt mit hinüber in ein Jenseits. Der gesamte Inhalt seiner irdischen Lebensführung bedingt sein ferneres Fortkommen im seelischen Leibe. Der Wechsel der Anschauungsform schliesst einen Wechsel der Denkungsart und der seelischen Charaktereigenschaften keineswegs in sich. Auf der ererbten Basis wird die Seele ihre Lebensgewohnheiten fortsetzen wollen, wodurch ihr das göttliche Gericht zu teil wird. Ein Mensch mit niederer Gesinnung und bösen Leidenschaften wird sich an den Ort zurückgezogen fühlen, wo ihm Befriedigung seiner tierischen Triebe geworden war. Doch wo er sie zu finden hoffte, da wartet seiner Enttäuschung und früher oder später erfasst ihn tiefe Reue über sein verfehltes Leben. Dieser erste Schritt weckt in ihm den Wunsch, gut zu machen, was er verschuldet, einzuholen, was er versäumt hatte. Und wie er einst in dem ersten Zustand seines verdünnten Daseins eine Freude darin fand, die Menschen in ihren bösen Neigungen und Absichten zu bestärken, so suchte er jetzt, um Ruhe für sein peinigendes Gewissen zu finden, die Menschen zum Guten zu beeinflussen. Doch auch in diesem veredelten Triebe erfährt er Enttäuschung auf Enttäuschung. Sein zum Guten so wenig oder gar nicht gestählter Wille vermag seinen Einfluss nicht zur Geltung zu bringen und ein glühendes Verlangen erfasst seine Seele, wieder hineinzutauchen in die Materie, um in ihr durch sie zu wirken. Wohl ihm, wenn er seinen vorgefassten, neuen Lebensplan in all seinen Einzelheiten zur Durchführung bringt. Möge er im Drange nach Erlösung seine Aufgabe nicht zu hoch gestellt haben, auf dass er nicht nochmals strauchle und er im Kampf um die moralische Siegespalme erliege. Die Seele eines Menschen findet in einer göttlichen Ebene nur dann ihre Lebensbedingungen und ihre Fortentwicklung, wenn ihr Zustand ein Anpassungsvermögen für die geistigen Welten mit sich bringt.

8. Darum, o junger Freund, erblicke in dir einen Wanderer, der in Verkennung der Liebe und Güte, die er in seinem Vaterhause genoss, in ferne Welten zog. Das Ungemach, die Wechselfälle deiner Wanderschaft sollen in deinem Herzen die Sehnsucht nach deinem Vater wecken. Sei standhaft in Ertragung jeglicher Mühseligkeiten auf der Rückreise nach deinem Vaterhause; achte auf den Weg, der dich am schnellsten zu

ihm führt, und begegnet dir ein des Weges Kundiger, so frage ihn danach. Prüfe seine Weisung, folge ihr, wenn deine Vernunft und dein Herz dir die Richtung bestätigen und scheue sie nicht, wenngleich sie oft auf schmale und steinige Pfade führt! Habe acht, dass du die Kreuzwege wohl unterscheidest; bewappne dich mit Menschenkenntnis, auf dass es dir möglich ist Begleitende zu beurteilen! Nie lasse dich bestimmen, den für richtig erkannten Pfad zu verlassen, damit du nicht irre gehst und die Wege doppelt machen musst! Und ist es dir beschieden, dass du auf deiner Wanderschaft materielle Güter fandest, so benütze sie weise; teile sie mit anderen, lindere Not und Dürftigkeit; verwende sie als Mittel, deine Reise zu kürzen! Dann werden sie dir nicht zum Schaden gereichen.

In Berücksichtigung, dass du in die Arme deines Vaters zu eilen, wieder in seinem Hause für immerdar zu weilen gedenkst, als Erbe seiner Gefilde auftreten willst und es heute deine letzte Erdumwanderung sein möge, suche seinem Herzen gleich zu werden und seinen Willen als den deinigen zu betrachten!

Wird dir dieses so schwer werden? Bist du nicht sein Sohn, von ihm erzeugt, Geist von seinem Geist?

In dieser Erkenntnis und in der Erkenntnis, dass unser irdisches Dasein nur eine Pilgerfahrt ist, von der unser Fortschritt in einem geistigen Dasein abhängt, wird dir alles leicht werden. Als Grundursache deines menschlichen Daseins betrachte die Aufgabe, dir auf dieser Ebene ein geistiges Kapital zu sammeln, mit dessen Zinsen du in einer astralen Ebene auskommen musst. Allein im Hinblick auf ein ewiges Vorwärtsschreiten werden an dich auch dort neue Anforderungen gestellt. Vielleicht bald mag dir die Unzulänglichkeit deiner Mittel gewahr werden. Für ein höheres Auskommen bist du gezwungen, die Feierstunden aufzugeben und nochmals hinabzusteigen in die bewusste Werkstätte der Materie, um eine neue Kapitalisierung vorzunehmen.

Mein Meister sprach diese Worte im Pathos glühender Begeisterung. Er stand auf.

Von den fernen Bergen herüber sandte die scheidende Sonne ihre letzten Grüsse; sie vergoldete sein schneeiges Haar. Mit unbeschreiblich vergeistigtem Antlitz hob er seine Hände gegen Himmel und in heisser Sehnsucht zitternder Stimme rief er: O, Vater, ich sehe die Heimat mir winken; nur noch eine kleine Spanne trennt mich von ihr; meine Wanderschaft ist beendet! Wie wirst du mich empfangen?

Er sank in meine Arme. — Mein Meister war — tot.

Winfried.

(5. Juni 755.)

Von Jos. Günzl.

Im Hessenland bei Geismar, an einem Waldessaum,
Da stand in sonn'ger Lichtung ein hochaufstrebend' Baum,
Der war der Heiden Wunder und von dem ganzen Land,
Von allen den Bewohnern Thors heil'ge Eich' benannt.

Sie ragte in die Höhe, ihr Stamm gewaltig, fest,
Es jubelten die Sänger der Luft in dem Geäst',
Sie sandten ihre Lieder hinauf im lauten Chor
So frisch und froh und freudig zum Himmelsblau empor.

Ihr breiter Schatten gab ja so mild und liebbereit
Stets ihnen sanfte Kühlung zur heissen Sommerszeit.
Ein Bächlein rauschte neben bei einem alten Strunk,
Da holten diese Sänger stets ihren Labetrunk.

Einst kam ein frommer Wand'rer durch diesen dunklen Wald,
Er trat an diese Lichtung, sein Schritt er machte — Halt.
Er schaut bei dieser Eiche der Heiden lange Schar
Und ihres Donnergottes geweihten Steinaltar.

Da hebt am Wanderstabe den Heiland dieser Mann
Und ruft: »Hier Christi Gottheit, nur diese betet an!«
Und als sie ihre Blicke gekehrt vom Götzenmal,
Da sah'n das Kreuz sie blinken im Morgensonnenstrahl.

Schnell trat hervor ein Heide, gar rauh in Mien' und Wort:
»Stört nicht die Opfergabe an dem geweihten Ort, —
Ein Blitzstrahl würd' zerschmettern den Frevler, der es wagt,
Sich unserm Gott zu nahen im Hohn, so unverzagt!«

Da ruft der Wand'rer furchtlos, indem er näher tritt:
»Ist Euer Gott noch höher, umschliess' mich Eure Mitt';
Doch lasset vorerst prüfen an dieser Eiche hier,
Ob Eures Gottes Zürnung sich rächen wird an mir!«

Schnell hebt er auf vom Rasen Baumfällers Axt, und hehr —
Vom Gotteslicht umflossen — tritt zu den Heiden er,
In seines Blickes Zauber erglänzt ein göttlich' Strahl,
Und ruhig spricht die Wort' er zur Menge hier im Thal:

»Lasst mich die Probe stellen von Eurem Götterreich, —
Hinfällig ist der Götze, dem Christentum nicht gleich;
Durch diese Axt es knicke der Eich' gewalt'ger Stamm,
Es brech' des Thors Thrudwangrs in ew'gen Schutt zusamm'!«

Drauf greift die Axt der Wand'rer und führet Schlag auf Schlag,
Erschrocken steh'n die Heiden — Wodan verzeihen mag! —
Der Menge Blick mit Grausen nach ihrer Eiche stiert
Und harrt des Himmels Blitzstrahl, der ihn zermalmen wird.

Doch dieser ruhig lächelnd versetzet Hieb auf Hieb
Mit schwungvoll starkem Arme, im Herzen Christi Lieb', —
Da plötzlich fällt die Eiche mit donnerndem Gekrach,
Mit ihr ohnmächt'ger Götter Altar zusammenbrach.

Entsetzt ergreift die Menge die Flucht ins Thal hinein,
Aufblickend steht der Fromme im hellen Sonnenschein,
Hochhebend in die Lüfte das Kreuz voll heil'gen Ruhms,
Das Licht all wahrer Christen, der Tod des Heidentums!

Der Donnereiche Glorie, in Trümmer lag sie nun,
Mag bald des Heiden Glauben im Christentume ruh'n!
Herangeschlichen kam jetzt der Heiden lange Reih',
Empfangend von dem Frommen der Taufe heil'ge Weih'.

An jenem einsam' Orte erstand ein Kirchlein bald,
Gezimmert aus der Eiche, die früher Heiden galt,
Sankt Pedro ward geweihet die Hütte Gottes hier,
Das Christentum erweitert durch Winfried für und für.

Noch einmal raffte Winfried sich auf nach Frieslands Gau'n,
Um dort die hehren Werke der Mission zu schau'n,
Da — hart am Fluss bei Dockum bedrängt von Friesen Not,
Fand in den fremden Landen er dort — Märtyrer-Tod!

Als er zum zweitenmale in weiter, nord'scher Fern'
Aus heil'gem Buch gepredigt das heil'ge Wort des Herrn,
Da fiel die rauhe Horde der Friesen über ihn,
Erschlug den Gottgesandten, — ein Opfer, sank er hin.

Ein Opfer heil'gen Eifers! Winfried, der Erzbischof,
Er ruht um Christi Glauben in Fuldas Klosterhof,
Der Mund, er schweigt für immer, der Christi Wort gelehrt,
Und der zum Christentum viel Heiden hat bekehrt.

Papst Gregor*), voll der Güte zu diesem Gottesmann,
Tritt an den Katafalk hin und schaut ihn thränend an:
»Dein Werk vergehe nimmer, dein Wort war Himmelsgruss,
Drum heisse fortan immer: Sankt Bonifacius!«

*) Papst Gregor III., bestieg 731 den röm. Stuhl, starb 29. November 741.

Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Welch ein mächtiger, nie gesehener Anblick des einstigen Wirkens nunmehr erstarrter Kräfte bietet sich dar. Arvodo ist überwältigt von der Majestät der schaffenden Natur, die sich ihm offenbart. Wild zerrissene Lavablöcke, schwarz ausgebrannt und genässt von dem fallenden Tau, umgeben ihn drohend. Glitzernd fällt das Licht der Mangaleuchten auf die phantastischen Gebilde der Lavafelsen. Oft erscheinen diese als furchtbare, schreckenerregende Ungeheuer, starrend aus der Tiefe, oder Phantome von Riesen umgeben das langsam sinkende Flugschiff und scheinen, Gefühl und Auge täuschend, ihre Gestalten oftmals wandelnd nach oben zu schweben, wo sie verschwinden. Auf Upal übt jedoch dieses Schauspiel keine Wirkung aus, er kennt bereits die unschädlichen Schrecken dieser Umgebung, senkt er sich doch nicht zum erstenmale in diesen fürchterlichen Kessel. Mit sicherer Hand lenkt er das Schiff, regelt er die Umdrehungen des Flugrades, dessen summender Ton an den Wölbungen dumpf und schauerlich widerhallt. Der Krater erweitert sich nach unten, er nimmt eine etwas seitliche Richtung an, Upal lässt daher die steuernde Schraube ebenfalls langsam wirken, um die Felsen, die unter ihm den Eingang zu verwehren scheinen, zu meiden. Immer tiefer sinkt das Schiff; Upal regelt das Flugrad so, dass die Maschine unbeweglich und ruhig frei schwebt, er weist nach links und wirft das volle Licht der Mangafackel auf die Felsen. Arvodo sieht eine weite Höhlung. »Herr,« erklärt Upal, »hier ist die Stelle, über die ich kletterte, um die erste Höhle der Schätze zu finden. Dort stand ich einst, an dem Rande des Abgrundes, über den wir schweben, und sah den Eingang zum Krater nur als schwachen Lichtspalt über mir. Wäre es Tag, so würdet Ihr das Sonnenlicht von hier aus schimmern sehen. Später erst wurde mir es klar, dass es möglich sein müsse, von oben her an diese Stellen zu gelangen, wie ich jetzt gezeigt, doch unmöglich ist es ohne Flugschiff. Jetzt achtet auf, Herr, Usgloms erste Schatzkammer öffnet sich.« — — Gespannt blickt Arvodo auf die Felswand, während das Flugschiff wieder sinkt, ein Spalt öffnet sich in dieser, derselbe erweitert sich zur Höhle und nun fällt das volle Licht der Mangafackeln auf jene Stätte, die Upal seinem Vater schon beschrieb. Einen lauten Ruf des Staunens stösst Arvodo aus. — Ja, hier liegen die so viel gesuchten

Schätze aufgehäuft und warten nur der Hand, die sie mühelos sammelt: »Areval, Du wirst besiegt!« — lispelt Arvodo leise. »Ich möchte diese Höhle betreten, Upal, kannst Du das Schiff dahin leiten?« —

»Herr, verzichtet darauf, tiefer liegen noch andere Schätze, nicht minder reich als diese, doch bequem zu erreichen, diese entziehen sich noch unserem Besitz, es wäre gefährlich, das Schiff zu nahe an die Felsen zu bringen.« —

»Gut, ich folge Dir, zeige mir die Stätten!« Wieder sinkt das Flugschiff, leises Wasserrauschen klingt aus der Tiefe. Aufmerksam hebt Arvodo den Kopf und sieht Upal fragend an. Dieser erklärt: »Es ist das Meer, welches unten rauscht und zur Flutzeit brausend eindringt, jetzt strömt es nur noch kurze Zeit dem grossen Becken im Innern wieder zu, aus dem es Usglom einst vertrieben.«

Festen Boden beleuchten jetzt die Mangafackeln, dem das Flugschiff zustrebt; ein leiser Stoss und sicher steht es auf dem Grunde des Kraters, der sich als riesige Halle über die Kühnen wölbt. Es verliert sich ringsum der Blick in tiefster Finsternis, das Licht der Fackeln ist nicht imstande, die begrenzenden Felsenwände zu erreichen. Upal hemmt die Bewegung des Flugrades gänzlich. Nur dumpfes Wasserbrausen, das an den Wölbungen dieses gewaltigen Naturdomes in vielfachem Echo wiederhallt, stört die Stille dieses Grabes alles Lebens. Unwillkürlich schaudert Arvodo, als Upal ihn aufmuntert, die Gondel zu verlassen und ihm zu folgen, ist doch dieses Gefährt das einzige Mittel, dem hier lauernden Tode zu entfliehen. Besorgt hört er auf den brausenden Ton des Wassers.

»Ist das Gefährt hier sicher?« fragt er.

»Ganz sicher, tief dort unten und weit von hier strömt das Wasser einem unterirdischen Seebecken zu, das die Flut stets füllt. Wir sind hier fast so tief als der Meeresstrand, doch noch immer höher, als dass eine grosse Flut diese Stätte je erreichen könnte. Vertraut mir, Herr, würde ich nicht alles ausgemessen und berechnet haben, nicht hätte ich es dann gewagt, Euch Usgloms Reich zu zeigen!« —

Arvodo nickt, ergreift eine der Mangafackeln und gebietet Upal, ihm den weiteren Weg zu zeigen. — Upal gehorcht und schreitet auf dem ebenen Boden weiter. Man sieht, dass das Wasser ihn einstens ausgewaschen und geglättet hat. Ein riesiger Kampf der Elemente, Feuer und Wasser, muss zu Ungunsten Plutos hier vor vielen Jahren stattgefunden haben, überall findet man die Spuren.

Upal weist oftmals auf in das Gestein gehauene Zeichen, die er zur Kennzeichnung des Weges eingegraben, diese führen nach einer Seitenwand des erstarrten Vulkans, die jetzt in das

Bereich des Lichtes tritt. Rasch schreitet Upal über den körnigen Sand, den einstens die Meereswogen hineingepeitscht, untersucht aufmerksam die ungeheuren Risse und Spalten des Gesteins und bleibt vor einem engeren Spalte stehen. Er tritt mit Arvodo in diesen hinein. Nach wenigen Schritten erweitert er sich zu einer gleich blendenden Höhle, wie die Männer eine solche bereits in der Höhe gesehen. Unendliche Schätze sind hier hervorgebracht. Funkelnde Krystalle allüberall, in denen sich das Licht der Mangafackeln bricht, das weisse Rod blickt auch hier aus dem Gestein hervor, nebst dem kostbaren Orostein.

Arvodo ist überwältigt, er traut seinen Augen nicht. Er tritt heran an die kostbaren Steine, betastet sie, schlägt mit dem Griffe seines Schwertes einige von den Felsen los und zeigt eine Aufregung, wie sie der willensstarke Mann wohl noch nie empfunden. — Endlich legt sich diese und er findet Worte des Dankes für Upal. Tief blickt sein Auge in das seine und ihm die Hand auf die Schulter legend sagt er: »Du bist der Getreueste der Getreuen, Du sollst es bald offenbar werden, wie ich zu danken weiss durch die That!« — —

Upal beugt sich tief vor ihm und im Tone wahrer Ergebenheit flüstert er: »Herr, räche meine Schwester an Areval, mir sind diese Schätze nichts, Wiedervergeltung ist mir alles!« — —

Arvodo nickt stumm. Er versteht Upal, ist doch auch sein Wollen nur entsprungen aus dem gleichen Triebe, dann fragt er: »Kennst Du noch mehrere solcher Höhlen?«

»So reich wie diese nicht, doch finden sich noch viele kleinere. Möglich, vielleicht gewiss ist es, dass mir noch unbekannte vorhanden sind. Nicht alle Gänge hier unten habe ich durchforscht.« —

»Zeige mir auch die anderen, die Dir bekannt!« —

Upal tritt durch den Spalt wieder auf den früheren Weg. Der Felsenwand entlang gehend öffnen sich an dieser oft kleinere Höhlungen, in die er hineinleuchtet. Überall treten in diesen das weisse Rod hervor, oder kostbare Krystalle zeigen sich an dem Gestein, es ist eine Schatzkammer, die unermessliche Werte in sich birgt. — Die Felsen entlang gehend müssen sie jetzt im scharfen Bogen, fast rechtwinkelig abbiegen; die kühnen Eindringlinge sind an der inneren Rundung des einstigen Kraters angelangt.

»Herr, weiter bin ich nie gekommen, lasst uns zurückgehen,« mahnt Upal.

Arvodo, dessen Unternehmungslust sich stark gesteigert hat, meint: »Wir haben Zeit, lass uns weitergehen, vielleicht entdecken wir noch mehr, so günstige Gelegenheit muss aus-

gebeutet werden. Den Weg zurück können wir nicht verfehlen!« —

»Wie Du befiehlst, Herr!« —

Vorsichtig schreiten beide Männer weiter. Der Boden ist nicht mehr so eben, Steine und Gerölle bedecken ihn. Es umgiebt sie Totenstille, das Brausen des Wassers, das sich während ihrer Wanderung immer mehr verlor, ist ganz verstummt. Das Meer treibt seine Wellen zur Ebbezeit, die um diese Stunde eintritt, nicht in den Kessel, den Upal angab. —

Jetzt öffnet sich in der Seite der Felsen ein weiter tiefer Gang, dessen Ende unabsehbar. Arvodo hebt die Leuchte, schreitet hinein und sieht, dass er gangbar ist. Weisser mit Muscheln durchsetzter Sand bedeckt den Boden.

»Durch diesen Gang flutete einst das Meer, sollte er hinaus bis zu diesem führen?« — —

Upal sieht erstaunt umher. »Herr, Ihr habt recht, Muscheln, wie sie das Meer führt, sind vorhanden. Hier seitwärts fällt der Weg zur Tiefe, dorthin nahmen einst die Meeresfluten ihren Lauf, sie kamen aus diesem Gang!«

Arvodo betrachtet nachdenklich die hohe Höhlung: »Upal, wir müssen wissen, wohin dieser Weg führt, kann man auf ihm zum Meer gelangen, so wird es uns ein leichtes sein, heimlich die Schätze zu bergen, aber auch vor Entdeckung müssen wir uns sichern. Unkenntnis über einen Zugang in das Innere könnte uns verderben!« — Upal bejaht diese Ansicht des Feldherrn und ohne zu sprechen wenden sich beide entschlossen der unbekannten Höhlung zu.

Es ist ein weiter tunnelartiger Raum, den sie betreten, deutlich erkennt man an dessen Wänden die Wirkungen des Wassers, das einstens mit grosser Kraft eindringend die Wände abgeschliffen hat. Das Gehen ist auf dem weichen Meeressande leicht. Die beiden Männer schreiten rüstig lange vorwärts, kein Ende zeigt der gewundene, sich manchmal stark erweiternde Gang, den Felsblöcke nicht versperren und dessen Entstehung ihnen rätselhaft erscheint.

Endlich erweitert sich der Gang zu einer weiten Höhle, jäh hört der Weg auf und ein Chaos von Felsblöcken liegt vor ihnen, über die sie hinabsteigen müssen, falls sie die Tiefe gewinnen wollen, die jetzt sich unten vor ihnen ausdehnt. Einen Augenblick schwanken sie, ob weiter oder zurück. Sie blicken sich an und beide wissen, dass der Wunsch, Klarheit zu gewinnen, sie unbedingt weiterführen muss. — Nicht ungefährlich ist der Abstieg, doch wird er vollbracht, bedeutend ist die Höhe, von der sie hinabgestiegen. Sie befinden sich auf dem Grunde eines unterirdischen Seebeckens, das nunmehr ausgetrocknet ist. Phantastische hohe Felsformationen umgeben sie und lassen nicht erkennen, wohin sie sich wenden müssen,

um die einstige Eingangsstelle des Wassers zu finden. — Tiefer Sand deckt den Boden, aus dem hohe Felsblöcke sich erheben, ungeheure Muscheln, die einstigen Wohnhäuser der Meeresbewohner, finden sich eingeklemmt zwischen Klippen, unzählige kleinere Muscheln liegen überall zerstreut. Als sie weiterschreiten, finden sie Skelette grosser Wassertiere, die einstens den See bewohnt, Jahrtausende mögen vergangen sein, als sie die Fluten belebten.

Staunend blicken die Männer umher, ratlos wohin sich begeben, hemmt doch das Felsenchaos den Überblick.

Plötzlich zittert ein leiser klagender Ton durch die Todesstille dieses Ortes, dann noch einer, die Töne reihen sich aneinander zu einer Melodie, die anscheinend in weiter Ferne ertönt.

Unwillkürlich hat Arvodo zum Schwerte gegriffen, Upal hält die leuchtenden Fackeln zur Erde gesenkt und vorgestreckten Kopfes lauschen beide Männer den leisen Tönen.

Upal findet zuerst Worte des Erstaunens: »Singt Muaga, die Tochter Usgloms, uns zu warnen?«

Arvodo erwidert finster: »Nicht Muaga, noch Usglom sind es, ich verachte beide, — aber ein Mensch singt die Totenklage des Königshauses. Wir müssen wissen, wer es ist. Senke die Fackeln, damit sie nur den Weg erleuchten und nun dem Schall der Stimmen nach!« —

Es ist nicht leicht die Richtung zu finden, denn in diesem Felsendome täuschen die Echos, Arvodo jedoch, der nun vorangeht, hat ein feines Ohr, er findet den rechten Weg, trotz aller Hindernisse. Hinter den Felsen, die sie umgehen müssen, tönt die klagende Stimme lauter und voller, ein Zeichen, dass sie sich ihr nähern.

Nun stehen sie am jenseitigen steilen Ufer des einstigen Seebeckens, klar tönt es von der Höhe herab. Vorsichtig über Felsblöcke kriechend, klettern die Männer empor. Täuschen sie sich, dort schimmert Licht, schnell überdecken sie die Mangafackeln mit den schützenden Hüllen; undurchdringliche Finsternis umgiebt sie. Bald hat sich das Auge an diese gewöhnt und sie sehen hellen Lichtschein über sich leuchten.

Vorsichtig, gleich Katzen schleichen die Männer weiter, Arvodo das Schwert griffbereit unter dem Arm. Deutlich hören sie jetzt den Gesang zweier Stimmen, sie verstehen die Worte, es ist die Klage über einen Toten, die nur den Mitgliedern des Königshauses gesungen wird und deren letzter Vers verhallt.

Er lautet:

Geliebt im Leben, kann der Tod nicht trennen,
Denn deine Seele lebt durch ihre Thaten,
Die ruhmesvoll und herrlich allen leuchten.
Geh ein zum Vater alles Seins; die Liebe
Sie hütet dich und wird uns einst vereinen! —

Während dieses Gesanges sind die beiden Männer bis zum Rande emporgeklettert und blicken auf eine ergreifende Gruppe. In einer Felsengrotte liegt erhöht der ausgestreckte Leichnam einer wunderbar schönen Frau, gekleidet in ein lichtblaues Gewand. Die Grotte war ebenso gebildet und von schillernden Krystallen erfüllt wie die bereits von Arvodo geschauten, der Eingang der Grotte ist von brennenden Lampen umhangen, die helles Licht auf diese und deren nächste Umgebung werfen.

Zum Haupte der Leiche steht die ehrfurchtgebietende Gestalt des Einsiedlers vom Meere, zu den Füssen der junge Mann, den er Mureval geheissen. Beide hatten den Totengesang ertönen lassen, dessen Klänge Arvodo und Upal geleitet.

Als Upal die Gruppe erschaut, die nur etwa 20 Schritte entfernt sich den erstaunten Blicken darbietet, erstarrt sein Antlitz in namenlosen Schrecken. Arvodo bemerkt es und flüstert dem regungslosen Gefährten zu: »Kennst Du die Menschen?« —

Da tönt ein gellender Schrei aus dessen Munde, ehe Arvodo es hindern kann, springt Upal empor und mit dem Rufe: »Fedijah, Schwester!« stürzt er auf die schöne Leiche zu. — Er will sie umarmen, seine Hand fasst kalten Stein. — Der schöne Frauenleichnam, den einstens warmes Leben durchströmte, ist erstarrt, versteint durch die mumifizierenden Dünste dieser Höhle. — Verwirrt sieht er empor in das Antlitz des Greises, dessen Augen durchdringend auf dem Eindringling ruhen und mit dem lauten Aufruf: »Muhareb, mein König!« sinkt er bewusstlos in die Arme des herbeigeeilten Jünglings Mureval.

(Fortsetzung folgt.)

Das
Kalifenschloss in der nordarabischen Wüste.

Von Professor Dr. Joseph Karabacek (Wien).

Ein junger Priester der Olmützer Erzdiöcese, Dr. Alois Musil, wurde im November 1895 von seinem Fürst-Erzbischof nach Jerusalem gesendet, um dort an der von französischen Dominikanern geleiteten Ecole biblique seine Bibelstudien fortzusetzen und zu vertiefen. Auf einer von Lehrer und Schülern

unternommenen Reise nach dem Berge Sinai erwachte in unserem eifrigen Landsmann die Erkenntnis, wie unnütz eine Forschungsreise sei, wenn sie mit einer grossen Karawane unternommen wird. So beschloss er, wohl vorbereitet, mit vorzüglicher Kenntnis der arabischen Dialekte ausgerüstet und in die Volksgebräuche eingeweiht, schon im nächsten Jahre seine erste selbständige Reise zu wagen. Er ging östlich vom Toten Meere aus und kam, das ganze Moabiterland durchstreifend, wie noch kein Forscher vor ihm, auf der östlichen Römerstrasse nach Petra. Wichtige archäologische Entdeckungen und topographische Aufnahmen waren die Früchte dieses ersten Unternehmens.

Sehr bald, Ende Mai 1897, trieb der ungestüme Eifer Dr. Musil wieder in den Kamelsattel. Von Beyrut aus durchwanderte er Teile des Edomiter- und Moabiterlandes, kam über den Hauran nach Palmyra und kehrte über Homs und Balbek nach seinem Ausgangspunkte zurück.

Auf dieser langen ergebnisreichen Tour reifte in ihm der Gedanke, sich für ein drittes Mal ein abgeschlossenes Forschungsgebiet zu wählen, das ihm, dem alttestamentlichen Exegeten, eine besonders reiche Ausbeute zu versprechen schien. Es war das Gebiet westlich von Ägypten bis östlich zum Wadi-Sirhan, dann nördlich von Wadi-Hesban, dem Südende des Toten Meeres, herab bis zum Roten Meere. Ein Gebiet, mit dem sich schon ägyptische und babylonisch-assyrische Nachrichten beschäftigten, wo südarabische Stämme auf ihren Wanderungen nach dem Norden Niederlassungen gründeten, wo die Moabiter und Edomiter den Boden für das Handelsvolk der Nabatäer — die Venezianer des Altertums — ebneten und wo endlich vor dem alles überflutenden Islamismus das christlich-arabische Reich der Ghassaniden entstand, deren mächtige Fürsten eine Verschmelzung von arabischer und griechischer Kultur herbeiführten.

Diese Gebiete sind bis heute fast unbekannt geblieben; wenige europäische Reisende haben den Fuss dahin zu setzen gewagt, denn ihre Erforschung ist nicht nur beschwerlich, sondern auch mit vielerlei Gefahren verbunden. Natur und Bewohner vereinigen sich gegen jeden fremden Eindringling. So war von einer wirklichen Durchforschung trotz einzelner Versuche bisher keine Rede; erst Dr. Musil ist sie gelungen; denn unser Forscher war sich dessen klar, dass, wer Grosses leisten wolle, auch vieles wagen müsse. Er ist auch der erste, der, die Pilgerstrasse überschreitend, gegen Osten in die Einöden der nordarabischen Wüste vordrang und dort die bewundernswerten Entdeckungen machte, auf die am heutigen Tage durch die kaiserliche Akademie die Aufmerksamkeit weiter Kreise hingelenkt werden soll.

Staunen bemächtigte sich unser, als Dr. Musil nach seiner Rückkehr von der 1898 unternommenen dritten Reise, während welcher er vier Monate fast ununterbrochen im Sattel gewesen, über verschiedene bisher völlig unbekannte Schlösser berichtete, die er in der Wüste aufgefunden hatte. Auch Unglauben mischte sich ein, als uns Kunde ward von einem Schlosse, das, von den Beduinen aus Furcht vor Gespenstern gemieden und dadurch vor Zerstörung bewahrt, in seinem Innern mit einer Fülle merkwürdiger Wandgemälde geschmückt sei.

Kosseir Amra, »Schlösschen Amra«, so heisst es; seine Entdeckung brachte Dr. Musil in die grösste Gefahr, um ihn herum fielen 17 Menschenleben zum Opfer!

Dr. Musil erbot sich, eine vierte Reise, und zwar direkt nach Amra, anzutreten, um genauere Auskunft zu vermitteln, insbesondere aber, um reichlichere photographische Aufnahmen der Wandgemälde nach Wien zu bringen. Ein opfermutiger Entschluss! Im Frühjahr 1900 zog er also wiederum in die Wüste, im September kehrte er mit reicher photographischer Ausbeute zurück und konnte der kaiserlichen Akademie den ersten Teil seines topographischen Reiseberichtes vorlegen.

Nun gab es keinen Zweifel mehr — der glückliche Entdecker hatte richtig gesehen, wahrheitsgetreu berichtet; Amra stellte sich uns freilich immer als ein Objekt dar, vor welchem dem wissenschaftlichen Urteile wie dem Wanderer vor der rätselgebenden Sphinx Halt geboten wurde. Die weitere Beobachtung Musils, dass die Wandgemälde zum Teil auch von kufisch-arabischen Inschriften begleitet seien, trug nicht wenig dazu bei, unser Schlossrätsel noch schwieriger zu gestalten, da man die künstlerische Erscheinung der Bilder durchaus nicht jener Thatsache chronologisch anpassen zu können glaubte.

Der Plan, das Schloss Amra für die Wissenschaft vollständig zu gewinnen, wurde nun reiflich erwogen und rasch zur Ausführung gebracht. Diesmal sollte sich dem kühnen Priester behufs Aufnahme der Wandgemälde eine künstlerische Kraft zugesellen. Sie ward gefunden in unserem bekannten, auf Orientfahrten eingeschulten Maler Herrn Alphons L. Mielich in Wien, einem kaiserlichen Offizier, der sich ohne Bedenken entschloss, die gefahrvolle Reise mitzumachen.

Mitte April des Vorjahres schifften sich die Herren Musil und Mielich in Triest ein. Ende April traten sie von Jerusalem aus die Wüstenreise an. Was diese beiden Männer während derselben zu erdulden hatten, spottet jeder Beschreibung; es war eine ununterbrochene Kette von Drangsalen und Entbehrungen. Schon die Art, wie sie sich aus Jerusalem herausstehlen mussten, um den staatlich organisierten Späherblicken zu entrinnen und die Freiheit der Wüste zu gewinnen, liess bei ihnen keine frohe Stimmung aufkommen. Und als sie

Madaba, die letzte Station vor der Wüste diesseits der Pilgerstrasse, erreicht hatten, eröffneten sich ihnen sogleich trübe Aussichten. Der Stamm der Beni Sahr, mit dessen Fürsten Talaal Dr Musil in das innige Verhältnis der Bruderschaft getreten war und unter dessen Schutz er nur zu reisen wagen durfte, lagerte etwa acht Tagereisen südöstlich von Madaba; Kriegsfeden zwischen den Beduinen, Mordthaten und Blutrache auf der ganzen Reiseroute liessen die bevorstehende Aufgabe sehr gefährlich erscheinen.

Es war Mitte Mai, als die beiden Herren auf weiten Umwegen mit den herbeigeeilten arabischen Freunden südöstlich von Madaba, bereits im Wüstengebiete, zusammentrafen: sie kleideten sich da als Beduinen um — und waren frei! Die kleine Karawane bestand aus sieben Mann mit sieben ausgezeichneten Reitkamelen. Der Führer war der treue Hajel ibn al-Fajez, Bruder des Fürsten Talaal. Ohne Zelte, ohne Betten, ohne Kochgeschirre und Fleischkonserven, nur mit Weizenmehl und Weizen, trockenem Käse, Butter in kleinen Schläuchen, Traubenhonig und Wasser in zwei grossen Ledersäcken ausgerüstet, ging der Ritt in die Wüste an.

Keine menschliche Seele war zu erblicken. Endlich am Pfingstsonntag gewahrte Hajel Spuren von vier Reitern, die gegen Amra führten! Ein übles Vorzeichen — ein Zusammentreffen mit feindlichen Spähern schien unvermeidlich. Die Landschaft, welche jetzt durchritten wurde, war eine schwarzgraue, wellenförmige, von einigen Hügelreihen durchzogene, öde, ausgedorrte Wüste, die in Ostsüdost an die weisse, mit tiefschwarzen Flächen gestreifte Harrawüste grenzt. Von Westen nach Ostsüdost zieht sich eine etwa 25 m tiefe und 300 m breite Senkung, das Terebinthenthal (wadin-el-butum) genannt. Die Thalsohle besteht aus gelblichem Schwemmboden und ist mit zahlreichen niedrigen Sträuchern bestanden, das Flussbett von einigen Terebinthen besäumt. Der blaue Himmel spiegelt sich im Glanze des gelblichen Bodens ab, das matte Grün der Pflanzen hinwieder strahlt violettes Licht aus, die dichte, fast sichtbare Luft lagert darauf in unzähligen parallelen Schichten und verändert bei jedem Windhauche das landschaftliche Bild: in scheinbar gigantischen Dimensionen ragen über die Ebene die Terebinthen und das Auge, welches schon lange keinen Baum gesehen und in dieser Wüste keinen erwartet, ist beunruhigt, verwirrt, nicht imstande, sich eine richtige Vorstellung von dem Gesehenen zu bilden. Und hinter den Terebinthen, dort, fast am Rande des Thales — was ist es, das sich über die nördliche schwarzgraue Wüste erhebt? Ein rotgelbes, märchenhaftes Ungeheuer! Bald tanzt es, springt und wackelt es, um taumelnd niederzufallen, unter dem Gebüsche sich verlierend — doch sieh, jetzt sitzt es plötzlich wieder hoch in der

Luft und goldige Strahlen sprühen aus seinem Scheitel! Der abergläubische Beduine ruft: ib'ad jâ dschann! Geh zum Teufel, du böses Gespenst! — Es ist Amra.

Also am Pfingstsonntag nachmittags, den 26. Mai, genau vor einem Jahre, war das ersehnte Ziel erreicht. Sofort wurde abgerüstet. Herr Mielich begab sich unverweilt in das Schloss, dessen Wandgemälde er mit Entzücken betrachtete, indes Hajel Umschau hielt. Nichts Verdächtiges. Die Kamele weideten etwa vierhundert Schritte vom Schlosse. Nach ihnen will eben Dr. Musil ausschauen. Da kracht plötzlich ein Schuss, gleich darauf ein zweiter, dessen Kugel Musil über den Kopf pfiff. Das Kriegsgeschrei seiner Stammesfreunde ausstossend, eilt der Tapfere zu den überfallenen Reittieren. Er weiss nur so viel, dass er sich bei einem Kamele niederwarf, um einer zweiten Kugel zu entgehen, dann umklammerte er den Hals eines zweiten Kamels, schwang sich auf dessen Höcker, sah aber mit Entsetzen, dass es mit ihm in rasender Eile den übrigen, von einigen feindlichen Reitern fortgetriebenen Kamelen nachjagte. Ohne Zaum, ohne Zügel, schlug Dr. Musil nun mit dem Gewehrkolben das Tier immer auf eine Seite des Halses, um es zur Umkehr zu bewegen, was nach vieler Anstrengung endlich gelang, so dass er zum Schlosse zurückkehren konnte, wo er von Herrn Mielich mit Bangen erwartet wurde.

Die Lage der Reisenden war schrecklich: es verblieb ihnen ein einziges Kamel, die Feinde kannten ihren Aufenthalt und es war zu fürchten, dass sie wiederkehren und auch ihre Habe sich holen würden. Der Wasservorrat reichte nur mehr für einen Tag aus und die nächste Wasserquelle war etwa sieben Stunden entfernt, wohl auch vom Feinde besetzt. So von der Welt abgeschnitten, erwarteten die arabischen Begleiter den sicheren Tod im Falle des Verweilens und drängten zur schleunigen Flucht. Woher sollte auch Hilfe kommen, da ihr Stamm zehn Tagereisen von Amra die Zelte aufgeschlagen hatte. Schon schickten sie sich an, einige frische, aber von Hyänen aufgewühlte Gräber zu öffnen, um die gesamte Habe dort zu begraben und gleich darauf, aller Bürde ledig, zu entfliehen.

Aber dem eisernen Willen Musils beugten sich endlich die von Todesfurcht erfüllten Beduinen; lieber an Ort und Stelle sterben, als unverrichteter Dinge heimzukehren, war seine energisch ausgerufene Losung.

Jetzt galt es, sich möglichst häuslich einzurichten. In einer Ecke des ersten und grössten Schlossgemaches wurde das Ruhelager aufgeschlagen. Die Kamelsattel-Überwürfe — je zwei kleine Teppiche — bildeten die Betten oder, wenn man will, die Divane. Allein den Erschöpften wollte nicht einmal sanfter Schlummer die Augen schliessen, denn draussen, wo

der Mond und das funkelnde Sternenheer in unbeschreiblicher Pracht herniederstrahlten, begann es sich unheimlich zu regen. Der Ruf des Käuzchens mischte sich in das heisere Lachen der Hyäne und in das Geschrei des Schakals, ein Konzert, das nur von dem Knurren und Streiten dieser hässlichen Raubtiere unterbrochen wurde. Zu allem dem drang von jenen in der Nähe frisch eingescharrten Leichen ein entsetzlicher Geruch in das Schlafgemach. Der gewählte Platz war aber wichtig, da von ihm aus der einzige Eingang beherrscht werden konnte.

Ging das Tagewerk an, dann stellte sich auch der quälende Durst ein. Die beiden Wasserschläuche boten bei grösserer Sparsamkeit Vorrat für höchstens zwei Tage. Einer derselben war stets auf dem Wege zur Wasserquelle, eigentlich einem Tümpel, dessen trübe, brackige Flüssigkeit nur zu geniessen war, wenn sie zu Thee bereitet wurde. Selbstverständlich musste der Beduine stets nachts den Weg zum Wasser zurücklegen. Er brach nach Einfallen der Dämmerung von Amra auf, war morgens am Wasser, von wo er, tagsüber sich verborgen haltend, am Abend den Rückweg antrat, um mit der nächsten Morgendämmerung in Amra zu sein. Welche Aufregung, wenn das Wasser nicht rechtzeitig eintraf! Oftmals musste der Mann zwei Tage lang ausbleiben, einmal kam er erst am dritten Tage zurück und die Reisenden hatten zwei Tage lang keinen Tropfen Wasser bei einer Hitze bis zu 54 Grad Celsius. Und wieder einmal, als gar ihrer zwei um Wasser auszogen, kehrten sie noch viel später, aber mit einem geraubten Kamele zurück! Es war dies ein kühner Schachzug, ein echtes Beduinenstücklein. Wie einst Don Juan d'Austria den Fussboden eines riesig grossen Saales wie ein Schachbrett auslegen liess, worauf er mit lebenden Figuren operierte, ebenso gleicht auch die Wüste in ihrer Art einem einzig grossen Schachbrett, wo Zug und Gegenzug den ganzen Lebensplan des Beduinen im Sinne des morgenländischen Dichters ausfüllt:

> Der du nach Lebensklugheit fragst,
> Thu wie der Spieler thut beim Schache:
> Dem Feinde nimm, was du vermagst,
> Und was dein Eigen ist, bewache.

Mit schuss- und handbereiten Waffen, bei Tag und Nacht, vom Kuppeldache auslugend, musste das tapfere Häuflein den doppelten Besitz an Leben und Gut bewachen, indes drinnen die Künstlerhand Mielichs emsig schuf. Er begann zunächst die mit Schmutz und einer dichten Patina überzogenen zugänglichen Wandgemälde abzuwaschen und aufzunehmen, während Dr. Musil Terebinthen fällte, die Stämme herbeischleppte, ein Stehgerüst zimmerte und ein Hängetrapez, das durch die Luft-

löcher der Bedachung aufgezogen wurde, konstruierte. Auf diesem schaukelnden Sitze und auf dem Gerüste, das, wackelig, meist nur für einen Fuss feste Stütze bot, wusch und kopierte der Künstler, schwer behangen mit dem Wassergefäss und allen sonstigen Requisiten, vierhundert Quatradmeter Wandfläche, bei sengender Hitze durch zwölf bis sechzehn Stunden täglich bis zur völligen Ermattung. Sobald Herr Mielich todmüde vom Gerüste gestiegen war, um zu rasten, stand schon der gute Hajel vor ihm und mahnte zur Fortsetzung der Arbeit. Am sechsten Tage begann dieser treue Wächter ernstlich zu drängen: Endlich, nach vierzehntägigem Aufenthalte, war der Aufbruch unvermeidlich geworden. Herr Mielich hatte bei übermenschlicher Anstrengung seine Aufgabe zu lösen vermocht. Die wissenschaftliche Welt wird seinen bewunderungswürdigen Scharfblick, seine in der künstlerisch-technischen Wiedergabe der Gemälde mit tiefem Ernst bekundete Treue, die sich unter den allerschwierigsten Umständen dennoch zu einer glänzenden Leistung miteinander verbanden, anerkennen müssen.

Vorsehung und Glück, welche bisher übermächtig auf Seite unserer beiden tapferen Männer gestanden, sollten sie nun auch in die Heimat zurückgeleiten. Am fünfzehnten Tage nach dem Überfalle wurde Amra mit den gewonnenen Schätzen, worunter sich auch Originalstücke der Wandgemälde und Bodenmosaik befinden, verlassen.

Die Rückreise ging nun gegen Süden nach Kasr-at-Tuba, wo die kleine Karawane einen neuen Überfall, bei dem der fieberkranke Künstler verwundet wurde, zu bestehen hatte. Ende Juni ward das Gebiet des Wadi Sirhan verlassen, die Westroute eingeschlagen und die ganze Gegend bis Petra aufgenommen. Sodann ging es der Pilgerstrasse entlang nordwärts, wo die Herren Mitte Juli in Jerusalem eintrafen.

Die ganze, nun so glücklich verlaufene Reise brachte, abgesehen von dem kunsthistorischen Materiale, eine Fülle neuer Entdeckungen für Topographie, Ethnologie, Epigraphik und Linguistik ein. Dieses glänzende Resultat war nur möglich geworden durch die volle, selbst das Leben in die Schanze schlagende Hingabe der beiden Herren an ihre ideale Aufgabe, bei deren Verfolgung die unvergleichliche Führerschaft Dr. Musils den besten Geleitbrief ersetzte. In Kleidung, Sprache und Lebensweise den Beduinen vollkommen angepasst, hat sich Dr. Musil der Freundschaft der einflussreichen Häuptlinge zu versichern gewusst, in deren Gebieten er bekannt und geehrt ist. Mit einer Energie, die alle Hindernisse bricht, hat er auf seinen fünf Reisen sein Ziel erreicht, nachdem er zu wiederholten Malen gefangen genommen, dreimal verwundet und öfter überfallen und bis auf das Hemd ausgeraubt, ja ein-

mal sogar hinterlistigerweise in einem alten Grabe dem Hungertode ausgesetzt worden war.

Das Schloss Amra ist nun unser.

Wie für den Naturforscher die Schöpfung, so ist dieses Gebilde von Menschenhand für uns ein Wunder und zugleich eine Offenbarung. Vordem war es für uns ein Rätsel: weder über die Zeit, noch über die Bestimmung des Bauwerkes konnten sich die Meinungen vereinigen. Ob eine heidnische Kultusstätte, ob ein Denkmal spätrömischer Baukunst — nichts war entscheidend gegenüber dem völlig Neuen! Dr. Musil war geneigt, es als ein Werk der Ghassaniden zu betrachten.

Der von aussen schmucklose Monumentalbau besteht aus einem Haupttrakt von viereckigem Grundriss mit einer grossen Vorhalle als Hauptsaal und drei nach dem Süden zu situierten, apsidenartig abgeschlossenen Anbauten, welche drei Gemächer bilden. Der Hauptsaal ist durch zwei auf Halbpfeilern ruhende Gurten in drei Teile unterteilt, wodurch die Decke und der obere Dachabschluss zu einem dreiteiligen vollen Tonnengewölbe werden. Der östlich an das Hauptgebäude anschliessende Trakt enthält wieder drei, aber bedeutend niedrigere Gemächer, deren letztes als Deckenabschluss eine volle Kuppel trägt und in eine offene Vorhalle hinausführt. Nördlich vom Haupttrakte, in geringer Entfernung, befindet sich ein mit viereckigen Mauern umgebener Brunnen samt einem gemauerten Reservoir, woran sich westlich die Wasserschöpfvorrichtung in Verbindung mit einem erhöhten Treppenweg schliesst. Ein dreieckiger, durch Brüstungsmauern abgeschlossener Vorhof, an dessen Nordseite der Haupteingang sich befindet, vollendet das Ganze.

Betreten wir nun die Innenräume, deren Fussboden mit geschliffenen Marmorplatten und Mosaik belegt sind. Da fällt unser Blick sogleich auf ein Gemälde, dass in der Verlängerung des Hauptsaales, gerade gegenüber dem Eingange, die Mitte der Südwand des apsidenartigen Anbaues beherrscht; in einer säulengeschmückten, gewölbten Nische sitzt auf einem mit Edelsteinen ausgelegten Thronstuhle eine in prächtige Gewandung gehüllte männliche Person von weisser Gesichtsfarbe und mit roten Haupt- und Barthaaren. Darüber läuft die den Nischbogen füllende kufisch-arabische Inschrift, die Dr. Musil seinerzeit bemerkt hatte. Die Entzifferung ihres teilweise zerstörten Textes brachte mit einem Schlage Licht in das bisherige Dunkel: Kosseir Amra wurde als Badeschloss auf Befehl des Prinzen Ahmed, Enkels des Fürsten der Gläubigen el-Mutassim und Urenkels des Kalifen Harun al Raschid erbaut.

Ahmed, geboren 836 nach Christus, bestieg 862 den Thron des Kalifats unter dem Titel el-Mustain billah, das heisst der

bei Gott Hilfe Suchende. Seine Regierung währte nur vier Jahre, bis 866, dann dankte er ab und wurde bald darauf ermordet.

Es kann durchaus kein Zweifel darüber bestehen, dass das Bildnis das Konterfei des Erbauers und Schlossherrn, und zwar noch als Prinzen, vorstellen soll. Die Sicherheit hierfür ist eine absolute: denn das, was wir aus den arabischen Geschichtsquellen über die äussere Erscheinung des Prinzen, über seine Eigenschaften und den Bildungsgang erfahren, stimmt zu auffallend mit der bildlichen Darstellung. So war Ahmed, neben seinem Grossvater el-Mutassim, gerade derjenige Prinz im Abbasidenhause, dem die Mutter Natur bei heller Gesichtsfarbe einen rotfuchsigen Haarwuchs an Haupt und Bart bescheert hatte. Prinz Ahmed liebte sehr eine verfeinerte Mode und war eifrig bestrebt, sie persönlich zu beeinflussen; er erweiterte demnach den Ärmelumfang an seinen Gewändern um nicht weniger als drei Spannen (circa 60 cm), eine Neuerung, die auch an unserem Gemälde ersichtlich zum Ausdruck gelangt. Daneben oblag Ahmed eifrig den Geschichtsstudien und huldigte, selbst ein Poet, der Dichtkunst; und hier sehen wir ihn neben anderen sein Leben und seine Thaten versinnbildlichenden Gestalten, von der Historia und Poesia flankiert.

Kosseir Amra ist, das steht nun fest, ein in der Wüste mit allem wohnlichen Komfort ausgestattet gewesenes Bade- oder Lustschloss. Die Wüste war von jeher, und so auch in der Kalifenzeit, das Buen Retiro aller Grossen, wohin sie sich mit Vorliebe zurückzuziehen pflegten, um dort die reine Luft zu geniessen, dem Jagdvergnügen zu huldigen und durch Tanz, Spiel, Musik und Gesang die Zeit sich vertreiben zu lassen.

Ausdrücklich wird berichtet, dass es auch unter diesen Lustschlössern etwelche gegeben habe, die mit kostbaren und sehr merkwürdigen Wandgemälden ausgeschmückt waren. Mit Recht wird man fragen, wieso dies möglich war, da doch der Koran die Abbildung lebender Wesen, also der Menschen und Tiere, verbiete.

Der Prophet Mohammed wollte mit seinen im Koran gegen die Bildwerke gerichteten Worten nur den Götzendienst treffen; ihm, der bei der Eroberung Mekkas, wo alle Götzen der Vernichtung anheimfielen, seine schützende Hand über die Christus- und Marienbilder hielt, um sie vor der Zerstörung zu bewahren, lag es gewiss ferne, ein allgemeines Bilderverbot auszusprechen. Ein solches existierte in der That nicht. Erst viel später hat ein spitzfindiges und theologisch-streitsüchtiges Zeitalter jene Koranstellen nach eigener Weise interpretiert und Schlüsse aus ihnen gezogen, an die weder der Prophet selbst, noch das Naturvolk, dem er seine Lehre vorgetragen, jemals gedacht haben mögen. Schon vor 26 Jahren habe ich diesen Grund-

irrtum von dem angeblichen Bilderverbote im Islam zu bekämpfen gesucht. Seither habe ich noch manchen Beweis dagegen beizubringen vermocht. Glänzender und vollständiger aber kann ich die Beweiskette nicht schliessen, als mit Kosseir Amra, dessen Entdeckung auch in dieser Beziehung epochemachend ist.

(Neue Freie Presse.)

Sprechsaal.

Geöffnet für Erörterungen jeglicher Art.

Die Extravaganz von der Norm.

(Sollen wir wieder zum Naturleben zurückkehren?)

Von Jos. Günzl.

Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

Schiller.

Der Urmensch war jedenfalls noch wie das liebe Tier, ganz mit der Natur verquickt, die schönste Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit selbst — er war noch eine Einheit mit der Einheit der Natur*), d. h. seine Intellektualität war noch nicht wachgerufen und so weit entwickelt, um sich von der starren Einheit und Primitivität, von dem sich stets gleichbleibenden Einerleisystem der Natur freizumachen. Dies geschah erst nach langen, langen Perioden.

Insofern als der Mensch noch mit der Natur und mit der Tierheit verquickt war, konnte man ihm den Namen Mensch kaum geben, aber auch den Namen Tier hatte er schon hinter sich — er war Anthropos, ein Aufrechtgehender, ein Aufblickender, ein Halbtier und ein Halbmensch, noch blindlings in und mit der Natur lebend.

Der Gottesfunke erst zeitigte den eigentlichen Menschen, den Geistmenschen in ihm, aber höchst succesive, indem er, der Urmensch, zuerst instinktiv von dem Konkretum der Natur lernte und so sich gleichsam auch auf eigene Füsse stellte und, von der Natur sich langsam loslösend, selbständig machte und zwar bis zum sekundären freien Schöpfer selbst; denn dieser Gottesfunke, der in dem Tiermenschen latent lag, wurde nach und nach potentiell entwickelt und ward der eigentliche,

*) Unter Natur will ich im Sinne meines Aufsatzes die Qualität des Seins und Werdens subsumieren. D. V.

zur Seinerselbstbetrachtung erwachende Geistmensch, der die Welt und durch dieselbe, wie durch einen Spiegel, sich selbst erkannte.

Die göttliche Kraft der Reflexion war es also, die den Menschen von der Natur und der Tierheit schied, aber wohl gemerkt, nur schrittweise, nach langen Weltperioden.

Von der Reflexion seiner selbst mit der übrigen Umgebung konnte er erst ein Homo sapiens genannt werden, da mit dem Sapiens der erste morgende, dämmernde Lichtstreif in seine noch dunkle Seele fiel und ihn so, von der Natur einmal abgelöst, zu einem geistigen Wesen umwandelte, das als sekundärer Schöpfer nun selbst die Potenz in sich trug, aus seinem Eigenen zu schöpfen und zu schaffen, was die blinde Natur aus sich selbst nicht kann.

So steht der Mensch nun da, losgetrennt von dem Wickelbande der Natur, um mit seinem Schöpfer gleichsam Mitschöpfer zu sein und immer potenzierter zu werden. Und so ist es ihm gegeben, zu immer höherer Perfektion und Vollendung aufzusteigen mittelst des grossen Himmelschatzes des göttlichen Lichtfunkens. Natürlich versteht es sich von selbst, dass er diesen von Gott ihm verliehenen Schatz nur zum Guten, Wahren und Schönen anwenden soll, wie es die Gewissensstimme sagt, die er durch Vernunft — vernimmt und mit dem Verstande — kontrollieren kann.

Der Mensch, und zwar der civilisierte Mensch, ist also der freigewordene Herrscher über den Planeten, den er zur Zeit bewohnt. Er kann daher den Erdball, diesen Naturgarten, zu einem Kunstgarten nach dem höchstästhetischen Geschmack umwandeln durch seine sekundäre Schöpferkraft, und er thut es auch, denn es ist doch unverkennbar zu konstatieren, dass von den rauhesten Urzeiten herauf bis zur Gegenwart die Welt in ihrer Ausgestaltung vorwärts geht, wenn auch einige Rückschläge zu verzeichnen sind, die eigentlich nur immer wieder stärkere Anrenner zum Vorwärtskommen sind und so eigentlich nur Scheinrückgänge genannt werden können, die jedenfalls sich oft als notwendig erwiesen.

Diese Schöpferkraft im Menschen zur Vielgestaltung und Ausgestaltung der Welt im Guten, Wahren und Schönen in allen Branchen des Lebens heisst man Kultur, und den Menschen, der sie ausführt, civilisiert, und je höher die Civilisation steigt, desto edler die Kultur, desto segensreicher für das Leben des Menschen.

Der richtig blickende Mensch wird also das Wachsen einer Civilisation und Kultur als ein Glück des menschlichen Lebens betrachten. Er selbst ist der Förderer dieses Glückes seiner Gattung, und Geist und Seele werden dadurch selbst wieder angenehm gefördert, indem der Eindruck der Civilisation und

Kultur, im [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible] Tage. —

Im Gehirne des Menschen bildete sich erst eine [illegible], insofern wurde es zu einem geistigen Organismus des Gedankenaustausches, eine geistig gebildete Sprache ist Vernunft und Verstand, die doch mit den einfachen Empfindungsäusserungen, Naturlaute, der Tiere nichts gemein hat, obwohl auch der Mensch die Natur- oder Tierlaute hervorzubringen imstande ist, da auch sie einstmals, als er noch in der Kindheit der Natur lebte, sein Eigentum waren, denn dem sogenannten Urmenschen (Alalus) wird jedenfalls noch die Wortsprache gefehlt haben.

Wir hören auch die Stimme des Menschen wohlklingend sich zum Gemüte führenden Gesange erheben und zwar von der primitivsten Stufe bis zur möglichst vollendeten Kunst. Auch die Musik steht von primitiven Anfängen an auf einer hohen Stufe. Kurz, in Kunst und Wissenschaft und in allen Bereichen des Lebens der Industrie, des Handels und Wandels erblicken wir ein Vorwärtsstreben nach noch höherer Ausbildung und zu erreichender Vollendung im Weltleben. Der Erfindungs- und Entdeckungsgeist ist die Quelle und die Entwicklung (Evolution), der Fortgang und das Aufsteigen der Civilisation und Kultur, und dies ist wiederum die Norm oder Normalität des richtig menschlichen Lebens.

Natürlich muss dieses Leben und Streben, wie schon erwähnt, immer auf das Gute, Wahre und Schöne gerichtet sein, denn der Mensch kann kraft seines freien Willens das Gute, Wahre und Schöne ebenso in Böses, Falsches und Hässliches verwandeln — er kann sein Gott oder Teufel sein. —

Die Extravaganz von der Norm soll nun jetzt behandelt werden und auf solche ein Licht werfen, welche Übertreter und Abtrünnige der Norm sind.

Es hat zu allen Zeiten Menschen gegeben, denen der allgemeine Strom des Lebens nicht passte, die sich davon lossagten und in ihrer Besonderheit auch immer etwas Besonderes, Apartes haben wollten, d. h. unter anderem auch, sie zogen sich von Civilisation und Kultur zurück zum einheitlichen Naturleben; statt mit ihrem Nächsten vorwärts zu

streben, einem geistigen Wohnsitz zur Idealwelt durch Civilisation und Kultur zu erheben — gingen und gehen sie zurück und wünschen sich so, sie wollen vegetieren wie die Pflanzen und Tiere und so das göttliche Bewusstsein in ihnen ersticken, glaubend, dadurch ihrem Gott ein gefälliges Werk zu thun.

Es giebt ein Häuflein Menschen, welche laut schreien: »Lasst uns wieder zur Natur zurückkehren! — Die Welt ist schon zu sehr civilisiert, überkultiviert und dadurch zu kompliziert und korrupt, und dadurch entspringt nur Böses, indem man durch die Kompliziertheit und Vervielfältigung, durch die Erfindungen aller Art auf die Einheit vergisst und so seinen Nächsten am besten ausbeuten kann, was auch stets geschieht, und aus dieser Anschauung erkennen wir, dass die sogenannte Civilisation und Kultur eigentlich nur Böses statt Gutes hervorbringt und den Menschen von der Einheit der Natur und seinem Gott abbringt! — Darum kehrt wieder zur Natur zurück!«

Dieser Ausruf ist auf den ersten Blick sehr verfänglich und der oberflächliche Mensch wird sofort beifällig zustimmen.

Wir aber, Bedächtigere, wollen eine Sonde anlegen und den Ausruf näher untersuchen, inwieweit er unsere Begeisterung verdient oder bis zu welcher Grenze er zu korrigieren ist.

Fürs erste muss man sich immer vor Augen halten, dass nur nach dem Guten, Wahren und Schönen zu streben ist, und da ist schon hinlänglichst mit bemerkt, dass man in Gott, im Weinberge des Herrn, arbeitet. —

Dass die Menschen, die Mehrzahl davon, leider nicht gar zu gerne nach diesen drei schönen Prinzipien arbeiten und eben die Civilisation als Mittel zur Ausbeutung ihres Nebenmenschen gebrauchen, ist nur zu wahr und sehr bedauerlich, wirft aber unsere Behauptung nicht um, denn dies Gebaren fliesst einzig und allein nur aus der unreinen Quelle desjenigen, der sich den Materialismus zum Altar erhoben und den weltlichen Egoismus als seinen Gott daraufgestellt, also aus dem Eigenen des Menschen.

Aber was heisst nach dem Ausrufe dieser mit der Welt unzufriedenen Propheten: zur Natur zurückkehren! (?) — Vielleicht kann es verschiedenartig determiniert werden! — Wohl! — Z. B. nach der Natur leben kann auch bedeuten: verständig, vernünftig leben! Hier stimme ich vollständig bei. — Der Mensch kann in der Welt alles, was sie bietet, geniessen, aber nur — vernünftig! Und auf diese Art wird es ein angenehmer, wahrer Genuss sein.

Aber dieses Häuflein Menschen, die da schreien: »Lasst uns zur Natur zurückkehren!« — diese sind Extravaganzen von der Norm, denn sie machen sich dadurch vor der übrigen

vernünftigen Welt zu besonderen Käuzen, indem sie glauben, durch ein bizarres, auffallendes Betragen der Welt zu imponieren oder wenigstens zu zeigen, wie man es anfängt, um wieder zum einfachen Naturleben zurückzukehren! — Ach, sähen sie doch aus dem Spiegel der Reflexion ihre eigene Lächerlichkeit!

Wenn die ganze Menschheit nach der Aufmunterung dieser malkontenten Brüder alle die Errungenschaften in der aufsteigenden Kultur rechts liegen liesse und zum Leben der einfachen Natur zurückkehrte, was wären die Folgen davon?

Die Details dieser Folgen überlassen wir dem denkenden Leser selbst — sie wären unzählige. Im Kernpunkt des Lebens aber hiesse es ein Rückschlag zur Eintönigkeit, zur Bedürfnislosigkeit der Naturvölker, zur Leerheit, zum Anfang — kurz, ein Atavismus zu unseren Vor- oder Urahnen.

Was sind die noch heute bestehenden uncivilisierten Naturvölker anderes in ihrem dunklen, natürlichen, halbtierischen Dahinleben als — Wilde! — Wir benennen sie so und mit Recht, denn derjenige, der ausser Civilisation und Kultur nur im Verbande und in der Verflochtenheit der Natur ein einfaches Naturleben führt, ist ein Wilder — ein inhaltsloses Leben!

Sollen wir also auch Wilde werden?

Nachdem wir uns aber mühsam aus der Wildheit heraufgeschleppt haben, werden wir doch nicht wieder zurückkehren wollen!

Wenn es heisst: die Kunst führt wieder zur Natur zurück, so ist das ein Wahrspruch, der so aufzufassen ist, dass die Kunst die Natur — veredeln soll. — Die gewonnene Einsicht wird die Natur zur Kunst (als sekundäre Schöpferkraft) erheben, und so die primitive Natur aus ihrer Wildheit rütteln und mittelst der Kultur adeln.

Die Naturvölker sind eben noch keine durchgeistigten Menschen und sind ebenso primitiv, wie die Natur selbst, und ihr Schicksal ist der Aussterbe-Etat, um nach mehreren Lebensringen endlich in unsere, der kaukasischen Rasse eingeboren oder reinkarniert zu werden, als Eingliederung in die Menschen der höheren Civilisation und Kultur.

Extravaganzen giebt es also auf allen Gebieten des Lebens, und derjenige ist es, der sich vom Allgemeinen in das Besondere begiebt, d. h. in sein Eigenes.

Wer zum Naturleben — im Sinne der Extravaganz — zurückkehrt, der reisst sich vom Strom des Lebens ab, gleich einem Ziegel, der von der Mauer gefallen und allein am Boden liegt. — Ja, er gleicht einem, der gegen den Strom schwimmen will. Aber zum Glück ist das Allgemeine stärker als das Besondere oder Einzelne. Diese Einzelnen sind immer als Ausnahmen von der Regel zu betrachten, sie betreffen Jene, welche Bestrebungen angestrengt haben, der Welt in Kunst und

Wissenschaft, im Handel und Wandel, kurz im Denken und Fühlen eine andere Richtung geben zu wollen, aber eine Richtung, die der gesunden Vernunft entgegen sich mit ihr nicht vereinbaren lässt — extravagant.

Nehmen wir z. B. nur den mittelalterlichen Anachoreten — Einsiedler — an, der sich von der Welt losgesagt, in seiner Einsamkeit bei Wurzeln und Kräutern ein dürftiges Leben fristend, im frommen Gebetmurmeln so ein gottgefälliges Leben zu führen glaubt. Ist das nicht ein überflüssiges Glied der menschlichen Gesellschaft? — Was nutzt dieser der Menschheit? — Welche Verdienste kommen ihm zu? — Gar keine! Er ist einem einseitigen Extrem verfallen und verdient, als jedenfalls früher civilisierten Menschen jetzt zum Naturleben zurückkehrend, noch mehr unser Bedauern, als der Naturmensch auf der Insel Haiti selbst.

Wir brauchen aber gar nicht weit zurückzugreifen, um Extravaganzen zu entdecken, wir haben sie auch in unserer so aufgeklärten Gegenwart zu verzeichnen, und gerade in unserer Mitte selbst, in der hygienisch-naturgesetzlich-theosophischen Richtung oder Bewegung will es uns scheinen, dass einige solche bedauerliche Auswüchse sich zeigen. Sie nennen sich auch Abstinenten, wohl extravagante Abstinenten, da sie eine vernünftige Grenze überschreiten und übertreiben. — In theosophischer Richtung ist ihr Weltblick mehr abgewandt vom allgemeinen und in hygienischer ihr Thun übertrieben. Sie übertreiben den Vegetarianismus bis zur Rohkost, ihre Kleidung ist ebenfalls eine extravagant hygienische, und auffallend lange Haare zeichnen sie überdies aus. Was sie mit diesem Beginnen bezwecken wollen, ist unklar, wenigstens demjenigen, der den Blick für die Welt noch nicht verloren hat, aber es scheint hervorzuleuchten, dass sie damit eine gewisse Intuition, ein übersinnliches Gottschauen zu erreichen glauben, ohne zu bemerken, dass ihr Weg eher ins primitive Naturleben zurückführt.*)

Nein, mit solchem Aufzuge wird nichts weiter geschehen, als dass die übrige, vorwärtsstrebende Welt mit einem bedauerlichen Lächeln an jene Weltverlorene vorübergeht und einstweilen ihr einfältiges Spiel lässt, wie dem Flagellanten, der sich selbst kasteite in dem Wahne, ein gottgefälliges Werk zu thun. —

Es ist wohl ohne Zweifel für den gesunden Menschenverstand, dass jede Ausschreitung von der Norm als ungesund und abirrend zu verwerfen ist.

---

*) Swedenborg lebte wie ein gewöhnlicher anderer Weltmensch, nur dass er weniger Fleisch ass und selten Wein trank, aber Thee und Kaffee war sein Lieblingsgetränk und zudem schnupfte er stark Tabak, er scherzte auch gerne und war doch ein Offenbarungsorgan — ein Theosoph, ebenso andere. D. V.

Der Mensch soll vernünftig mit der Menschheit vorwärts gehen, soll keine bizarren Bahnen einschlagen, Wege, die von der Allgemeinheit der Bestrebungen abführen und vor der Welt nur lächerlich machen, wie den Bergfexen, der nicht auf den gebahnten, markierten Wegen bleibt, sich verirrt und überdies noch durch eigene Unvorsichtigkeit — abstürzt.

Leider giebt es auch im Bereiche der theosophischen Richtung genügende Bergfexen, Verirrte, welche glauben, auf einem extravaganten Wege das vorgesteckte Ziel zu erreichen, Eigensinnige, welche nicht auf den Ruf ihrer vernünftigen Brüder hören wollen und so ins eigene Verderben rennen — in den Fanatismus.

Je höher der Berg, desto tiefer der Sturz! Für das hohe Ideal der Theosophie kann und soll der Mensch schwärmen, ja noch mehr, er soll es sich zur Lebensaufgabe machen — es ist unser höchstes Bewusstsein, von Gott in unser Herz gelegt — seine Weisheit im Abglanz selbst, aber er soll dabei vernünftig bleiben und mit Schiller trotz des Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick nicht verlieren, wenn er nicht selbst in einer Einseitigkeit infolge seiner Begriffsverirrung aufgehen und der ganzen erhabenen Sache nicht schaden will.

Derjenige, welcher glaubt, durch übertriebene Abstinenz, durch Askese, durch Rohpflanzenkost, durch Kopfhängerei, vielleicht gar noch durch Flagellantismus und andere Selbstmartereien geistig-autoptisch zu dem Kleinod der Weisen zu gelangen, d. h. dadurch wahrer Theosoph zu werden, der ist gerade am entgegengesetzten Weg und könnte höchstens noch einen Heiligen, wie sie Wilhelm Busch zeichnet, abgeben.

Willst du die Höh' der Erkenntnis betreten,
Hilft nicht Askesis, nicht Fasten und Beten,
Forschen und Denken nur bringt dich zum Schauen,
Mühsam musst du dir den Weg selbst behauen.

Und nicht in der Einsamkeit, im beschaulichen Leben, sondern mitten in der Welt unter deinen Mitbrüdern und Mitmenschen sollst du mit grosser, dir grösstmöglicher Thätigkeit wirken und Nutzen schaffen für das allgemeine Vorwärtsstreben im Guten, Wahren und Schönen, in Kunst und Wissenschaft, in Wort und Schrift, im Handel und Wandel. — Kannst dir auch weltliche Genüsse verschaffen, aber wahre, vernünftige, Geist und Gemüt erfreuende, kurz, du kannst mitten in der Welt leben und doch ein Theosoph sein oder werden, ohne einen Extravagantismus zur Schau zu tragen.

Wer mitten im Strom des Lebens schafft,
Giebt sich und auch den andern Kraft!

Wir wollen also nicht abfaulen vom Baum des Lebens, sondern immer und immer grüne, lebensfrische Blätter treiben. Wir wollen geistig vielgestaltig mit der Menschheit vorwärts

und aufwärts streben, nicht rückwärts zum eintönigen, betrachtenden, unthätigen, ganz und gar bedürfnislosen Naturleben! — Los von ihr, der Natur, aufwärts zum lebendigen, ewig thätigen Geist. — Die höchstmöglichste Erkenntnis schon hier zu erlangen, ist die Aufgabe des Menschen überhaupt, und dann schwindet von selbst die Extravaganz von der Norm, wie die verflüchtigenden Wolken den reinen, blauen Himmel sehen lassen, aber unseren gewissen Brüdern möchte ich noch zum Schlusse wiederholt den Wahrspruch Schillers zurufen:

Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick!

Der Gesundheitshüter.

Einfluss der Kultur auf die Lebensdauer.

Von Dr. Emil Pfaff.

(Nachdruck verboten.)

Trotz Rousseau und seiner Natur-Theorie kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Kultur und Civilisation, ungeachtet so vieler entnervender und schwächender Momente, welche sie mit sich bringt, doch auf die allgemeine Lebensdauer günstig einwirkt. Gewiss hat das Naturleben der Wilden einzelne Vorteile, welche sehr fördernd auf die Gesundheit und Erhaltung des Lebens zu wirken imstande sind, — so namentlich die Luft, — aber andererseits entbehrt es auch der grossen hygienischen Vorzüge, welche die Regelung und Verbesserung der äusseren Lebensumstände durch die Fortschritte der Kultur mit sich führt. Daher ist im allgemeinen die Lebensdauer bei den wilden Völkern bedeutend kürzer als bei den Kulturvölkern.

Schon die Kinder fallen oft dem Kannibalismus zum Opfer. Bei vielen Indianerstämmen werden schwächliche Kinder, namentlich Mädchen, bald nach der Geburt getötet. In Australien und den Südsee-Inseln pflegt jede Familie nur zwei Kinder aufzuziehen, die übrigen werden erwürgt oder lebendig begraben. Auf den Sandwich-Inseln sollen in früherer Zeit zwei Drittel aller Kinder umgebracht worden sein. Bei anderen Völkern wieder wurden die Kinder 5 bis 6 Jahre gesäugt, so dass die Geburten erst nach langen Zwischenräumen folgen konnten. Also schon in der Kindheit wurden die meisten Wilden arg decimiert, wofur Waitz (Anthropologie der Naturvölker) noch eine Menge schlagender Beispiele aufzählt.

Die meisten Naturvölker [illegible] wurden in kurzer Zeit vollständig aufgegessen. [illegible] in Essen und Trinken [illegible] die Zukunft. [illegible] die Eingeborenen [illegible] werden.

Bei manchen Naturvölkern [illegible] die Eingeborenen [illegible] werden die Reste und [illegible] Stelle [illegible].

Dazu kommt, dass bei den Naturvölkern [illegible] vollständig aufgegessen [illegible] den Indianern in Chile [illegible] u. s. w. [illegible]

ein. Auch [illegible] das Leben der Wilden von Gefahren bedroht, welche der [illegible] Mensch nicht kennt. [illegible] in seinem Werke [illegible] über die menschliche Lebensdauer: »Wenige Wilde sterben [illegible] einen natürlichen Tod. Fast alle gehen zu Grunde [illegible] an Entbehrungen, von Hunger, Schlägen, ewigen Kriegen, [illegible] Tiere u. s. w. Rechnet man dazu die Kindermord [illegible] zu frühe Heiraten, den allgemein üblichen [illegible] Missbrauch, so ist es in keiner Weise zu [illegible], dass die allgemeine Lebensdauer wilder [illegible] hinter derjenigen civilisierter Völker [illegible] zurückbleibt.«

Diese Betrachtungen sind für uns Kulturmenschen sehr erfreulich. Immer wieder hört und liest man Klagen über den nachteiligen Einfluss der Verfeinerung, der Kultur und Civilisation auf Gesundheit und Lebensdauer. Wären diese Klagen gerechtfertigt und begründet, und müsste man zugeben, dass der Zustand der Wildheit für Gesundheit und Lebensdauer förderlicher sei als derjenige des civilisierten Menschen, so würden alle hygienischen Bestrebungen und gesundheitlichen Einrichtungen der Jetztzeit zwecklos und unnütz sein. Wohl bringt das civilisierte Leben viele und grosse Nachteile mit sich, welche hauptsächlich entspringen dem Zusammengedrängtsein so vieler Menschen in grossen Städten, dem leidenschaftlichen Jagen nach Erwerb und der angestrengten Arbeit oft unter hygienisch höchst ungünstigen Verhältnissen. Je mehr aber der Mensch es lernt, sich gegen die vielen schädlichen Einflüsse der äusseren Natur zu schützen durch Verbesserungen von Wohnung, Kleidung, Nahrung, durch Kanalisation und Wasserleitungen, durch bessere Erkenntnis der Krankheitsursachen und der Art ihrer Bekämpfung, um so besser wird und muss er auch imstande sein, die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. Freilich findet dies nur statt, bis eine gewisse Höhe der Kultur erreicht ist, bei welcher dann die Lebensdauer der Menschen wieder abnimmt. Diese Grenze bildet die Entstehung von Überkultur. Wo diese eintritt, werden wieder, wie in den überzivilisierten Zeiten des römischen Altertums, Selbstmorde, Nerven- und Geisteskrankheiten, Cäsarenwahnsinn der alten Römer, die Menschheit dezimieren. Davor möge uns das Schicksal bewahren!

Rundschau aus allen Gebieten.

Geschichte.

Ein neues Zeugnis der diokletianischen Christenverfolgung veröffentlicht der Heidelberger Professor D. Adolf

Deissmann in der Schrift Ein Original-Dokument aus der diokletianischen Christenverfolgung (Tübingen und Leipzig, J. B. Mohr, 1902). Es ist eine Urkunde aus dem fast täglich sich mehrenden Schatze der ägyptischen Papyri, und sie zeigt vor allem, wieviel durch eindringliche Auslegung selbst aus ganz geringen Nachrichten gewonnen werden kann. In jenen Urkunden teilt der Presbyter Psenosiris dem Presbyter Apollon mit, dass die von der Regierung in die Oase gesandte Politike sicher von den Totengräbern zu ihm gebracht worden sei und dass sie nun von diesen Leuten gepflegt werde, bis dass ihr Sohn Neilos ankomme. Falls Apollon einen Wunsch in betreff der Politike habe, möge er es ihn wissen lassen. Aus den kurzen Mitteilungen gewinnt man durch nähere Betrachtung etwa folgendes Bild. Es ist die Zeit der diokletianischen Christenverfolgung. Auf kaiserlichen Befehl werden die Christen vor die Entscheidung gestellt, entweder dem Kaiser zu opfern oder als Strafe für ihre Halsstarrigkeit die Einziehung ihres Vermögens und die Verbannung in die Wüste zu erwarten. Zu den dem Statthalter gemeldeten und vorgeführten Christen gehört auch Politike. Sie hat einen Sohn mit Namen Neilos, den sie über alles liebt. Nun fordert sie der Statthalter auf, ihren Glauben zu verleugnen. Aber ihr Glaube ist mächtiger, als die Sorge um ihr irdisches Wohlergehen, und selbst ihren teuren Sohn will sie preisgeben, um nicht vor Gott als eine Heuchlerin zu erscheinen. Alsbald wird der Spruch des Beamten vollzogen. Politike muss Haus und Hof, Kind und Anverwandte verlassen und wird auf endlosen, beschwerlichen Wegen durch die öde Wüste geführt, bis sie endlich in der Oase anlangt. Der Ort, den die Karawane erreicht hat, heisst Kysis. Hier wird die Politike von den ihr zur Bedeckung mitgegebenen Soldaten dem Ortskommandanten gemeldet, dann ist die Christin frei. Aber wie sie noch unschlüssig dasteht und nicht weiss, wohin sie sich in der fremden, weltvergessenen Welt wenden soll, tritt ein gewisser Apollon auf sie zu, der in der Angekommenen sogleich eine Glaubensgenossin gefunden hat. Er gehört zu den Totengräbern, die in Ägypten einen eigenen angesehenen Stand bildeten. Auch in diesen Kreis war der christliche Glaube gedrungen, hier hatte er stille, aber thatkräftige und opferwillige Anhänger gefunden. Apollon war der Presbyter der Christengemeinde von Kysis, es war natürlich, dass er sich sofort der verlassenen Verbannten annahm. Damit aber Politike auch dem Oberhirten der Christen der Oase bekannt werde, so gesellt er, als gerade Totengräber von Kysis eine Wanderung in das Innere unternahmen, das Weib den Leuten bei, und so kommt Politike zum Presbyter Psenosiris. Dass die Reise glücklich von statten gegangen sei und dass die Christin auch an dem neuen Orte freundliche Aufnahme gefunden hat, meldet der vorliegende Brief.

Bücherbesprechungen.

Mohammeds Lehre von der Offenbarung. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung. Preis Mk. 8.—. 304 Seiten.

Unter obigem Titel ist ein sehr empfehlenswertes Buch von Dr. Otto Pautz erschienen, das ganz besonders geeignet ist, die alten Streitfragen über Mohammeds Glauben an seine Sendung in das rechte Licht zu stellen. Ist Mohammed ein offenbarer Schwindler und Betrüger gewesen, ein Schwärmer, oder ein Selbstbetrüger, oder ein Prophet seinem Volke angepasst? — In Dr. Pautz findet der Stifter des Islam einen warmen Verteidiger und wohl nicht mit Unrecht, denn kaum wird der Leser sich den Gründen des Autors, der sich als ein ganz hervorragender Kenner des Korans beweist, verschliessen können. Besser als alle Auseinandersetzungen, wird der Verfasser durch seine eigenen Worte den Beweis seiner Ansichten führen, weswegen einige Auszüge des Werkes wir unseren Lesern hier vorlegen.

Dr. Pautz sagt Seite 4 und ff.

Um die Frage zu entscheiden, ob wir Mohammed die von ihm selber angenommene Bezeichnung eines Propheten zugestehen können, müssen wir uns zunächst über den Umfang und Inhalt dieses Begriffs klar werden. Ein Prophet in Israel ist ein Mann, der als unmittelbares Organ Gottes sich im Denken, Reden und Handeln mit Gott vollkommen eins weiss und, von diesem Bewusstsein getrieben, für die Gegenwart die Verkündigung des göttlichen Willens, für die Zukunft die Enthüllung der göttlichen Gerichtsratschlüsse zur Warnung und zum Trost als seine einzige Lebensaufgabe ansieht. In diesem Sinne nun wird man Mohammed den Namen eines Propheten schwer versagen können, wenn anders man sich entschliesst, auch ausserhalb der Offenbarungsgeschichte Israels von Prophetie zu reden.

Wir unsererseits gehören nicht zu denen, welche bei ihrer Engherzigkeit und Voreingenommenheit ausserhalb der eigenen Partei lauter Mängel und Verkehrtheiten wahrnehmen zu müssen glauben. Man sollte es wenigstens über sich gewinnen, seinen Gegner zuerst zu Worte kommen zu lassen, um ihm dann im Urteil über ihn Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und der Wahrheit die Ehre zu geben.

»Ein enges Gewissen, ein weites Herz,« dieser Grundsatz dürfte wie kein anderer geeignet sein, einen christlichen Forscher bei seiner Stellungnahme Andersgläubigen gegenüber den rechten Massstab an die Hand zu geben. Wenn wir also das Christentum auch als die vollkommenste Religion, die Religion über alle Religionen bezeichnen, so soll damit den übrigen keineswegs jedwedes Wahrheitsmoment abgesprochen werden.

— Mohammed fühlte sich als Werkzeug eines Höheren. Es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt: er musste aus der Verborgenheit an die Öffentlichkeit treten. Dies Bewusstsein von seinem höheren Berufe gab ihm gleichzeitig den Mut und die Kraft, die natürliche Schüchternheit zu überwinden und ungeachtet der Widerwärtigkeiten im Namen Gottes zu predigen. Er strebte nicht nach äusserer Ehre, er bewarb sich nicht um Menschengunst. Nein, ohne Ansehen der Person verfolgte er seinen Weg, wie ihn Gott in seinem Gewissen ihm vorzeichnete.

Das beste Zeugnis für Mohammeds Charakter und die Lauterkeit seiner Bestrebungen bietet uns die innige Freundschaft und Ergebenheit eines Mannes wie des Abu Bekr »des Wahrhaftigen«, wie er von seinen Mitbürgern, deren ganzes Vertrauen er genoss, genannt wurde. Er glaubte an Mohammeds göttliche Sendung aus voller Überzeugung, als er als dritter zu ihm übertrat, und gewann ihm durch seinen Einfluss manchen Anhänger.

Wie verschieden von dem »Ende mit Schrecken«, welches nach Psalm 73, 19 die Frevler nehmen, sehen wir die letzten Stunden Mohammeds verlaufen. Den Blick himmelwärts richtend, mit dem leisen Ausruf: »Nein — der obere Gefährte vom Paradiese« schlummert er sanft ohne Todeskampf in das Jenseits hinüber.

Bei aller Anerkennung, die wir dem selbstlosen, uneigennützigen Charakter Mohammeds zollen, liegt es uns gänzlich fern, ihn über das Niveau eines mit

Fehlern behafteten Sterblichen zu erheben, um so mehr als Mohammed selber am allerwenigsten hierauf Anspruch macht. Wir sind weit davon entfernt, ihn heilig sprechen zu wollen oder auf gleiche Stufe zu stellen mit Christo, der Joh. 8, 46 an seine Feinde die Frage richten konnte: »Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?« und der, wenn er nach Mohammed gelebt hätte mit Recht von sich hätte sagen können: »Hier ist mehr denn Mohammed.« Wir werden uns aber bei den Schwächen Mohammeds Charakter, in denen er zum Teil als Kind seines Volkes und seiner Zeit beurteilt werden muss, gerade vom christlichen Standpunkte aus des Verdammungsurteils über ihn enthalten, wenn wir in ihm zugleich den reuigen Sünder vor uns sehen, welcher Gott um Vergebung anfleht. — —

Nach der Beweisführung von Dr. Pautz haben wir in Mohammed einen religiösen Ekstatiker zu erblicken, nicht etwa einen Epileptiker, wie bis in die neueste Zeit geglaubt wurde, der in diesem Zustande der religiösen Ekstase durch den Engel Gabriel seiner Überzeugung nach die göttlichen Offenbarungen erhielt. Wer mit den Erscheinungen der Autosuggestion und des Somnambulismus vertraut ist, wird dieser Ansicht leicht beipflichten können, zumal die Erscheinungen, die während seiner Ekstase aufzutreten pflegten, wie Bewusstlosigkeit, Entfärbung, Krämpfe, Schaum vor dem Mund auch heute bei Ekstatikern nicht fremde sind. — Nachdem Dr. Pautz in anschaulichster Weise über die Charaktereigenschaften Mohammeds sich ausgesprochen, geht er auf das Wesen seiner Offenbarung und den Glaubensinhalt derselben über. Alle Auseinandersetzungen, Erklärungen und Schlüsse, die der Verfasser vorbringt, zeugen vom liebevollsten Durchdringen des Gesamtstoffes und ungemein klarer Darstellungsweise desselben, so dass jedem Leser dieses Werkes sich ein fesselndes Bild von der Kraft und Berechtigung des Islams entrollt, wie es aus einem anderen Werke nicht so leicht gewonnen werden kann.

Aus den angeführten Auszügen ersieht man deutlich, dass der Verfasser nur Gerechtigkeit für Mohammed und seine Lehre verlangt, er überschätzt beide nicht, hegt aber den sehr gerechtfertigten Wunsch, dass die Geringschätzung, mit der man im Abendlande gewöhnt ist auf den Propheten zu blicken, endlich einer besseren Erkenntnis weichen möge. Letztere kann nur durch ein gründlicheres Studium erworben werden und dieses ermöglicht auch dem Laien das Werk des Herrn Dr. Pautz in ganz hervorragender Weise, das einen stets bleibenden Wert für die Forschung behalten wird. L. Engel.

Geisterschriften und Drohbriefe, von Dr. Erich Bohn und Hans H. Busse, München. Karl Schüler (A. Ackermanns Nachf.) 1902. Preis Mk. 2.—.

Die Streit- resp. Aufklärungsschriften über das Medium Anna Rothe sind durch obige Broschüre wieder um eine vermehrt worden. Das Wort, welches in keinerlei Weise sich mit den spiritistischen Erscheinungen befasst, hat von dem Kampfe, der sich gegen das Blumenmedium erhob, keine Notiz genommen, weil es glaubt, die Entscheidung der aufgeworfenen Fragen in erster Linie den einschlägigen Fachzeitschriften überlassen zu können, jetzt jedoch, nach Festnahme des Mediums und seines Impresario, den Gerichten. Obengenannte Broschüre giebt eine Übersicht über diejenigen medianimen Schriften der Frau Rothe, welche nach der Beweisführung der Verfasser betrügerisch hervorgebracht wurden. Es ist nicht zu leugnen, dass das Material mit viel Fleiss gesammelt und oft scharfsinnig verwertet worden ist, ob es die Anhänger des Mediums wohl zu belehren imstande sein wird? —

Herausgeber und Redakteur Leopold Engel, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.